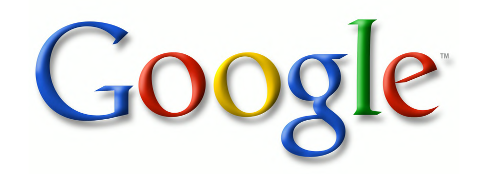
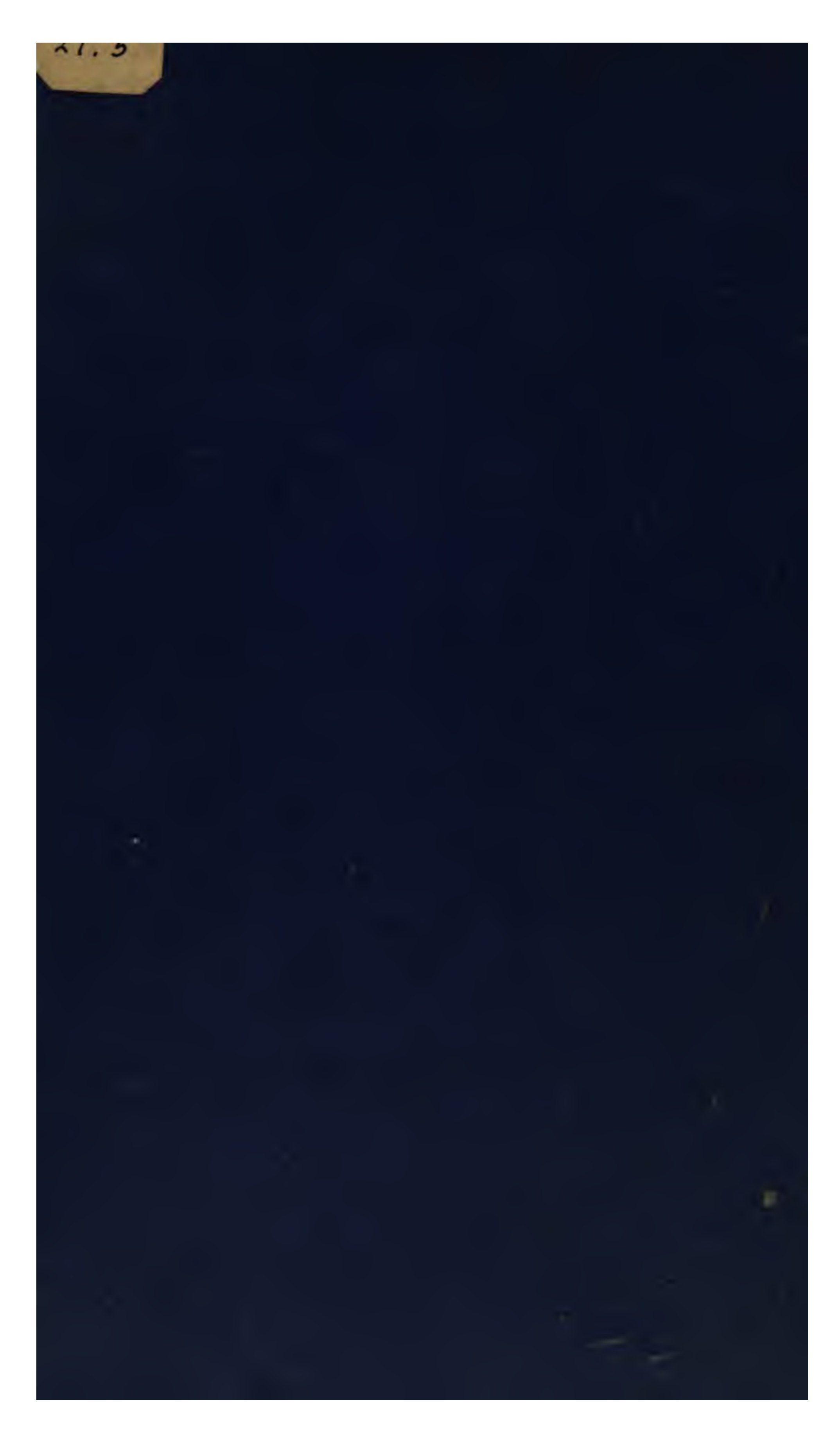
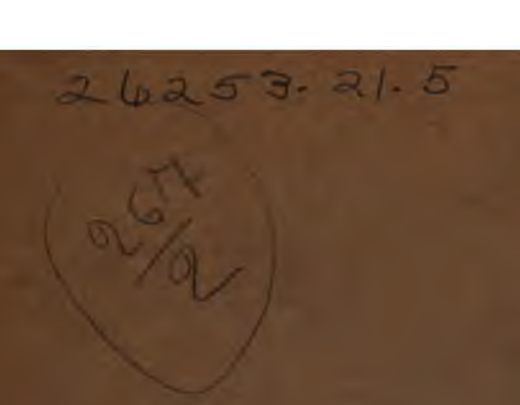








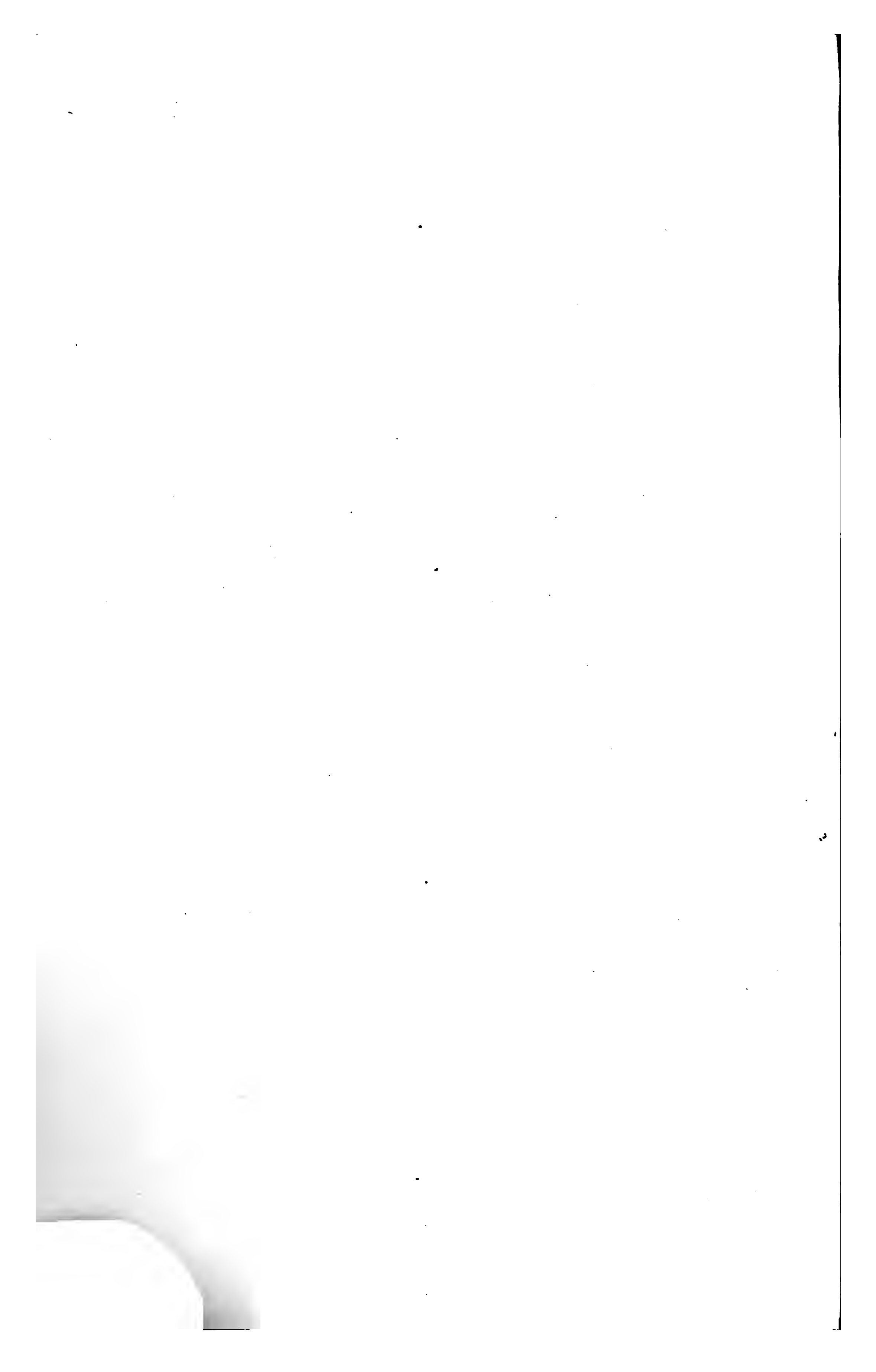




m 57 ill. 2,50 M

1,85 M





78

DIE STAMMSAGEN

DER

HOHENZOLLERN UND WELFEN.

EIN BEITRAG

ZUR

DEUTSCHEN MYTHOLOGIE

UND

HELDENSAGE.

VON

NICOLAUS HOCKER.

Die Hälfte des Reinertrags ist für das Königs-Denkmal in Köln bestimmt.

DÜSSELDORF 1857.
DRUCK UND VERLAG VON WILHELM KAULEN.

DIE STAMMSAGEN

DER

HOHENZOLLERN UND WELFEN.

EIN BEITRAG

ZUR

DEUTSCHEN MYTHOLOGIE

UND

HELDENSAGE.

VON

NICOLAUS HOCKER.

DÜSSELDORF 1857,

DRUCK UND VERLAG VON WILHELM KAULEN.

KARL SIMROCK, WOLFGANG MÜLLER

und

ALEXANDER KAUFMANN

gewidmet.

Vorwort.

Wer seit Jahren geforscht und gesammelt, wird endlich gemahnt, Ueberschau zu halten, um der erworbenen Schätze froh zu werden. Ergeht es ihm auch zuweilen wie dem Schäfer im Märchen, der Nachts helle Goldstücke fand, am Morgen aber nichts wie eitle Spreu in der Tasche hatte: einige Körnchen edeln Metalles sind doch an seinen Kleidern hängen geblieben. Als ich einsam und ohne literarische Hülfsmittel in der uralten Moselstadt Trier lebte, war mir die ganze Bedeutung und Fülle der Sagen, Märchen, Bräuche und Lieder klar geworden. Burg Throneck im Hochwalde, die einst von einem Herrn von Hagen bewohnt wurde, regte mich zu Forschungen über deutsche Heldensage an. Aus der Beschäftigung mit solchen Stoffen erwuchs meine Vorliebe für das heimische Alterthum, und von meinem verstorbenen Freunde J. W. Wolf ermuntert, brachte ich reiches Material zusammen. Es sollte dieses als ein Beitrag zur deutschen Mythologie erscheinen und besonders die Heldensage ins Auge fassen, die noch nicht in ihrem ganzen Umfange

auf mythische Bestandtheile angebaut worden ist. Selbst mittelalterliche Dichtungen, die nicht in den Bereich der Heldensage gehören, wurzeln im germanischen Heidenthum, wie dieses Karl Simrock neuerdings wieder am Guten Gerhard erwiesen hat. W. Müllers trefflicher Aufsatz über den Schwanenritter in Pfeiffers „Germania“, sodann die eben so gründliche als an wichtigen Resultaten reiche Arbeit A. Kuhn's über die Sagen von der weissen Frau in Mannhardts Zeitschrift veranlassten das Erscheinen dieser Schrift, die nur als Vorläuferin eines grössern Werkes betrachtet werden darf. Diese Eigenschaft erklärt auch, warum ich häufig nur andeute, wo ein tieferes Eindringen geboten wäre. Andere Umstände, deren Erörterung hier nicht statthaft ist, nöthigten mich gleichfalls zur Beschränkung, so dass meine Forschung über den Armen Heinrich in die ohnehin kurz gefassten Anmerkungen verwiesen wurde. Das hier Versäumte soll indessen bald nachgeholt werden. Was ich über den Lingwurm, den hörnen Siegfried, die blinden Welfen, den Rosenberg, über Frau Gaue, Frau Breide, Orendel, St. Urbanus u. s. w. beigebracht, empfehle ich als vollständig neu der vorurtheilslosen Prüfung der Forscher. Die Verbindung der weissen Frau mit dem Schwanenritter wird hoffentlich zu neuen Einblicken Veranlassung geben. Insbesondere dürfte das von mir mitgetheilte Märchen anregen, den Schwanenritter mit Siegfried und Beowulf zusammen zu stellen und die Beziehungen des Armen Heinrich zur Heldensage weiter zu verfolgen. Amicus und Amelius, Engelhard und Dietrich schlagen die Brücke zu einem nebelverhüllten

Lande, das sich aber bald dem kühnen Schiffer als ein wahrer Rosengarten, als ein Engelland erweisen wird, von dem recht bedeutungsvoll die Kinder auf den Strassen singen. Uns Preussen ist heute, wo die Verlobung des künftigen Thronfolgers mit einer englischen Prinzessin bekannt wird, Stoff zu eingehenden Betrachtungen über das mythisch wichtige Brittenland, das jetzt eine Königin aus dem gleichfalls mythisch bedeutsamen Welfenstamme beherrscht, geboten. An den Stamm der Hohenzollern hat sich durch mehrfache Vermählungen eine Reihe von Sagenzügen geheftet, die ins graueste Alterthum zurückgreifen und auf die Brautwerbung und Vermählung des germanischen Himmels- und Schwertgottes hinausgehen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Sage von der ersten Gräfin von Berg, weil sie mit der Genovefalegende und der Erzählung der Vilcinasage von Siegfrieds Geburt zusammentrifft. Einige schon früher veröffentlichte Aufsätze sind hier abermals abgedruckt, weil sie zur Unterstützung des Gesagten dienen können. Den Mitstrebenden sei das kleine Werk mit der Mahnung übergeben, dass auch der Irrthum die Wissenschaft fördern kann, insofern er durch begründete Gegenrede die Wahrheit ans Licht zieht. Die drei Freunde aber, denen es gewidmet ist, mögen darin einen neuen Beweis meiner Liebe und einen geringen Lohn für die Theilnahme finden, mit welcher sie meinen Studien folgten. Die rheinischen Sagendichter sind ohnehin nicht ohne Einfluss auf Letztere geblieben.

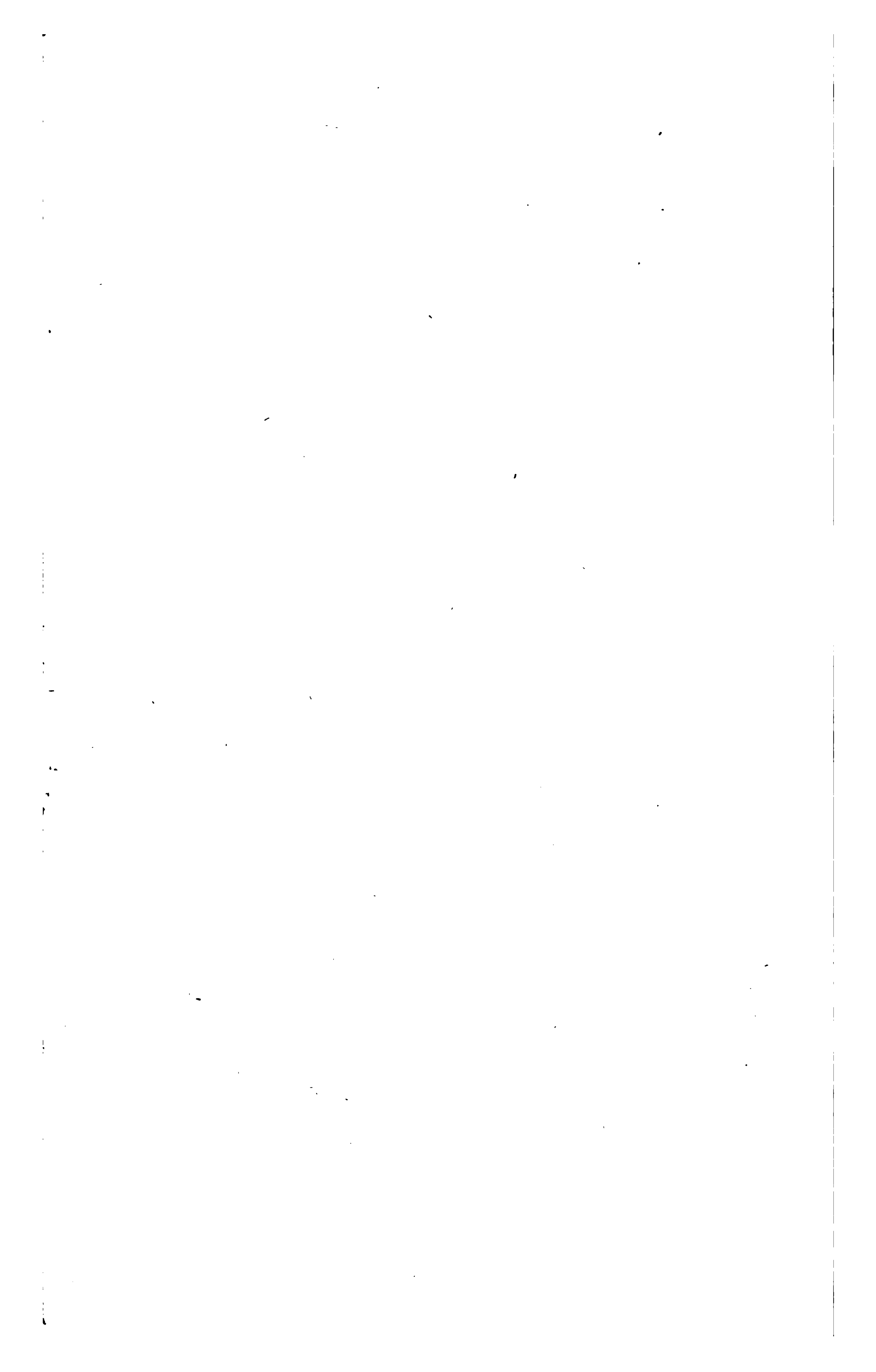
Cöln, 18. Mai 1857.

NICOLAUS HOCKER.

I.

Die Sage von der weissen Frau.

> „Die sagengeschichtliche Entfaltung dieser Göttersage nach einer oder andrer Auffassung und mannigfaltiger Weiterbildung verbindet sich zwar in der ältesten und jüngsten, in der Karolingischen Ahnmutter Berchta und Berta von Rosenberg mit diesem bedeutsamen Namen; aber auch der nur ähnlich klingende Name Beatrix verschmilzt damit in der Stammmutter Gottfrieds von Bouillon und der Gräfin von Orlamünde. Auf merkwürdige Weise vereinigen sich die letzten drei, als weissagende weisse Frauen, durch unglückliche Liebe und gesegnete Vermählung mit dem Hause der Hohenzollern, dem Burggrafen von Nürnberg, Markgrafen von Brandenburg und König von Preussen."
>
> v. d. Hagen, Gesammt-Abentheuer III., S. XVIII.



Aus den Berichten über die germanischen Priester ersehen wir, dass sie aus der Zahl der Adeligen erwählt wurden und neben dem Anführer eines Stammes oder Volkes, der gleichfalls aus den Reihen der Edeln hervorgegangen war, dem Gottesdienst vorstanden und beim Volksgericht thätig waren. In ihrer Eigenschaft als Richter waren sie ganz unabhängig vom Fürsten; namentlich gebührte ihnen bei den Heerzügen die Zucht, nicht den Feldherrn, da der ganze Krieg gleichsam in Gegenwart der Gottheit geführt wurde. (Grimm Myth. S. 80.) Sie nahmen im Kriege die Bilder und Zeichen aus den heiligen Hainen mit in's Feld, standen dem Loosen mit Zweigen vor, sobald es für das Volk geschah, verrichteten feierliche Gebete, tödteten die Opferthiere, weihten die Könige und Leichen, nahmen Eide ab u. s. w. Immer aber gingen sie aus den edeln Geschlechtern hervor, aus denen die Könige gewählt wurden, waren diesen verwandt, und förderten auch ihre Zwecke, als die weltliche Macht der Kriegsfürsten noch nicht gross genug war, um dem ganzen Volke Gesetze vorschreiben zu können.

Aus der Beschäftigung der altgermanischen Priester mit den Göttern und ihrem Cultus erklären wir uns die Erscheinung, dass viele der mächtigsten Fürsten- und Adelsgeschlechter ihren Ursprung selbst von der Gottheit oder göttlichen Wesen ableiten. Dieses geschah häufig genug, um sich mehr Ansehen bei dem Volke zu geben. Je bedeutsamer die göttliche Person war, auf den der Stamm einer Adelsfamilie zurückgeführt wurde, desto grösser war das Ansehen, in welchem diese selbst in den ältesten Zeiten stand. Da aber die Priester auch zugleich Sänger waren, die an den Höfen der Fürsten und Edeln die alten Götter- und Heldenlieder vortrugen, so mag in späterer Zeit, als das Christenthum der priesterlichen Eigenschaft hervorragender

Adelsfamilien ein Ende machte, der mythische Schimmer sich in der Erinnerung des Volkes erhalten und die Sage fortgelebt haben, dass jene Familien ihren Ursprung direct von den Göttern ableiteten. Noch heute finden wir an Orten, die früher wichtige Kultusstätten des germanischen Heidenthums waren, eine Menge Sagen haften, die dem Mythenkreise derjenigen göttlichen Personen angehören, die einst dort verehrt wurden. Bald knüpfen sie sich an ein altes Kloster, eine Burg, einen Berggipfel, eine Waldstelle, deren Namen häufig genug darauf hinweisen, welche Bedeutung sie für den Glauben unserer Väter hatten. Sie sind trotz dem Jahrtausend, das über sie dahingerauscht ist, noch immer vom mythischen Glanze umsponnen. Ihnen zur Seite stellen sich diejenigen Familien, die einst in naher Beziehung zur Gottheit standen, und in Namen, Wappen, Stamm- und Schildsagen dieses noch heute kund geben.

In vielen adeligen Familien kommen Sagen von Ringen, Schwertern, Schleiern, Hörnern u. dgl. vor, die sämmtlich mythischen Ursprung verrathen. Die Familie von Alvensleben besass einen Ring, der von Zwergen herrührte und mit wunderbaren Eigenschaften ausgerüstet war. (Pröhle Unterharz. S. 185.) In dem Geschlechte der Dynasten von Hardenstein oder Hardenberg an der Ruhr war nicht allein der Name Nivelung erblicher Familienname, sie führten auch ein Wappen, in dem ein aufgerichteter Drache an Siegfrieds Drachenkampf erinnerte, während die Geschichte des Zwergs Goldemar, der sich in diesem Hause zeigte, uns an den Alberich der Heldensage erinnert. H. Pröhle bringt den Hirsch im stollbergischen Wappen mit Frouwa, der germanischen Göttin, und die Säule in demselben mit der Irminsäule in Verbindung.*) Wir könnten eine Menge solcher Sagenzüge beibringen, halten aber die vorstehenden für hinreichend, um darzuthun, dass sich der Ursprung vieler adeliger Familien im Nebel der Mythe verliert, wie dieses auch bei Städten, ja bei ganzen Völkern der Fall ist.

Die Gothen empfingen ihren Namen von Gaut oder Gauts, dem Wuotan anderer Stämme. Der westgothische Stamm der Balthar führte seinen Ursprung auf Balder, den Lichtgott, zurück, während die ostgothischen Amaler von einem göttlichen Helden Amala abstammen. Die Merovinger leiten Namen und Stamm von Meru, dem heiligen Stiere ab, und die Karolinger rühmten sich, Bertha die Spinnerin,

*) a. a. O. S. 197.

in der Simrock die germanische Erdenmutter erkannte, als Ahnfrau zu besitzen. So ist auch die weisse Frau, die der Sage zufolge in der Familie der Hohenzollern erscheint, nichts anders als jene Göttin Bertha, identisch mit der Gräfin von Cleve, Beatrix, die sich dem Schwanenritter vermählte, in dem man den germanischen Himmelsgott erblicken muss. Und da auch die Grafen von Cleve zum Stamme der Hohenzollern gehören,*) so hätten wir doppelte Beweise für unsere Ansicht, dass der Ursprung dieses mächtigen Fürstengeschlechtes in der Mythe wurzelt. Betrachten wir die Sagen von der weissen Frau etwas näher.

Die Angaben über dieses Wesen weichen sehr von einander ab. Einer Version zufolge hätte Kunigunde, die Wittwe des letzten Grafen von Orlamünde auf der Plassenburg, eine Neigung zum Burggrafen Albrecht dem Schönen von Hohenzollern gefasst, und dieser soll in Erwiderung gleicher Gefühle (nach dem Chronisten Lucae in dessen uraltem Grafensaal 1540) sich geäussert haben: „wenn nicht vier Augen im Wege wären, wollte er mit dieser Wittwe zu Blassenburg eine Heirath anschlagen.“ Stracks verkündeten solche Resolutionem des Burggrafen der Wittwe zu Blassenburg die heimlichen Ohrenbläser. Weil nun sothanes ihre Ohren kitzelte, und nach ihren Lüsten schmeckte, gedachte sie sogleich, dass sie ihre zwei jungen Kinder aus dem Wege räumen möchte. Und damit es das Ansehn hätte, als wären sie an einer heftigen Krankheit gestorben, und schnellen Tods verfahren, so durchstach sie den Wirbel auf dem Haupt beiderseits mit einer Nadel und tödtete subtilermassen ihre leiblichen Kinder.**)

Ein Volkslied im Wunderhorn (II. S. 232) berichtet die Ermordung der Kinder in nachstehender Weise:

Albert Graf von Nürnberg spricht:
„Herzogin, ich liebe nicht;

Bin ein Kind von achtzehn Jahren
Und im Lieben unerfahren,

Würde dich zum Weib ich nehmen,
Doch vier Augen mich beschämen;

Wenn nicht hier vier Augen wären,
Die das Herze mein beschweren.“

*) Kurfürstin Anna, die Gemahlin Johann Sigismunds, brachte diesem als Enkelin des letzten Herzogs Johann Wilhelm († 1609) Cleve zu. Der grosse Kurfürst nahm 1666 Cleve völlig in Besitz.

**) Vgl. Grimms D. S. Nr. 579.

Orlamündes Herzogin
Spricht zu ihm in ihrem Sinn:

„Willkom bin ich schier vor allen,
Aller Fürsten Wohlgefallen;

Wenn nicht hier vier Augen wären,
Würde seine Lieb' mich ehren.

Kinder ihr vom schlechten Mann,
Der mich hielt im strengen Bann.

Weil ihr meine Land' ererbet
Wenn ihr nicht unmündig sterbet.

Also Oel in Flammen wüthet,
Das statt Wasser aufgeschüttet.

Also deutet sie die Rede
Auf zwei eigen Kinder schnöde,

Die im Saal zum Spiel abzählen
Unter sich den Engel wählen.

„Engel, Bengel, lass mich leben,
Ich will dir den Vogel geben."

Nadeln aus dem Wittibschleier
Zieht sie, dass er falle freier,

Zu dem wilden Hager spricht:
„Nimm die Nadeln und verricht,

Schwarzer Hager, du mein Freier,
Fürchtest nicht den schwarzen Schleier,

Fürchtest du nicht auch vier Augen,
Die zum Zusehn hier nicht taugen,

Setz' dich mit zu ihren Spielen,
Dass sie keine Schmerzen fühlen,

Dass die Wunden niemals sprechen,
Musst du in das Hirn sie stechen."

Herkules zum Hager spricht,
Eh' der ihm das Hirn einsticht:

„Lieber Hager, lass mich leben,
Will dir Orlamünde geben,

Auch die Plassenburg, die neue,
Und es soll mich nicht gereuen."

Herula zum Hager spricht,
Eh' er ihr das Hirn einsticht:

„Lieber Hager, lass mich leben,
Will dir meine Docken geben,

Engel, Bengel, lass mich leben,
Will dir meinen Vogel geben."

Hager sich als Mörder nennt
Eh' er sich das Hirn einrennt.

„Gott, ach Gott, wo soll ich fliehen,
Sehe schon den Vogel ziehen."

Albert spricht zur Herzogin:
„Das war nicht der Rede Sinn,

Meinte unsre eig'nen Augen,
Wie wir nicht zusammen taugen."

Beide Kinder unverweset
Liegen noch im Marmorsarge,
Als wär' heut' der Mord gewesen,
Recht zum Trotze aller Argen.

Burggraf Albrecht, der mit den vier Augen seine Eltern gemeint hatte, welche zu dieser Verbindung schwerlich ihre Einwilligung gegeben haben würden, soll die Mörderin haben einsperren und hinrichten lassen. Andern Chronisten zufolge hätte er der Gräfin Orlamünde die Plassenburg abgekauft und ihr dagegen Schloss und Dorf Gründlach überlassen. Die Einnahme von Gründlach hätte sie, nach ihrer Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Rom, und nachdem sie als Busse für ihr Verbrechen auf den Knieen von Plassenburg nach dem Thale von Berneck gerutscht, zur Stiftung oder Dotirung des Klosters Himmelkron, wo sie später als Aebtissin gestorben, verwendet. In der Klosterkirche daselbst zeigt man als Erinnerung an jene Sage noch heute die Grabsteine der Mörderin, Gräfin Kunigunde von Orlamünde, ihres Verehrers, des Burggrafen Albrecht von Nürnberg und der getödteten Kinder (v. Minutoli, die weisse Frau, S. 2). Hinzugefügt wird, in ihrem Kerker habe die Gräfin den Wunsch geäussert, nach ihrem Tode dem hohenzollernschen Hause als eine todanzeigende weisse Frau zu erscheinen, was denn auch geschehen. Zuerst sei sie in Franken in der Festung Plassenburg und in Bayreuth erschienen und dann mit dem markgräflichen Hause in die Mark Brandenburg und in das Schloss zu Berlin eingezogen.

Schon in Bezug auf den Namen der Gräfin mangelt die Uebereinstimmung. Bald wird sie Agnes, bald Kunigunde, bald Beatrix genannt. (Schöppner, Bair. Sagenbuch I., S. 188.) Letzterer Name ist deshalb wichtig, weil die Gemahlin des Schwanenritters so heisst. Wir werden weiter unten auf sie zurückkommen. Dann aber weisst Herr v. Minutoli (a. a. O.) nach, dass Kunigunde von Orlamünde weder ihre Kinder ermordet, noch das Kloster Himmelkron gestiftet habe, auch ihr angeblicher Leichenstein in diesem Kloster bei aufmerksamer Betrachtung ergebe, dass auf demselben nicht eine Frau, sondern ein jugendlicher Ritter, mit Ordensmantel, Kette und Beinharnisch angethan, dargestellt sei. Der zweite Grabstein, welcher den Burggrafen Albrecht den Schönen darstellen soll, sei offenbar später an seine jetzige Stelle gebracht worden, und trage auch ein anderes Wappen, als die Burggrafen führten. Und endlich zeige der dritte Stein, welcher die Leichen der Kinder bedecken und deren Bilder darstellen solle, genau betrachtet in den sehr undeutlichen Umrissen zwei geflügelte Genien in der Stellung von Schildhaltern. Als das Grab 1701 geöffnet wurde, habe man darin einen riesigen Unterkiefer, eine Schuhsohle und die Reste einer vermoderten braunen Kutte gefunden. (Minutoli S. 8.)

Der historische Boden der Sage schwindet also ganz und gar. Wie sollen wir uns aber ihre Entstehung erklären? Ganz einfach aus dem mythenbildenden Geiste des Volkes, der die alten Reste von Göttersagen auf historische Personen übertrug, wie wir dieses bei Karl dem Grossen, Friedrich Barbarossa u. A. gewahren. Halten wir aber die Sage von der Gräfin Orlamünde mit ähnlichen, in ganz Deutschland vorkommenden zusammen, so wird ihr mythischer Inhalt sofort ins Auge fallen. Wenden wir uns vorab zu einer andern Fassung der Sage von der weissen Frau. Gräffer berichtet in seinem Curiositätencabinet S. 99 Nachstehendes:

„Nach der einfachen Tradition ist die weisse Frau eine böhmische Gräfin, Perchta oder Berta von Rosenberg, Tochter Ulrichs von Rosenberg, welcher Oberstburggraf in Böhmen, und unter der Autorität des Pabstes oberster Feldherr der katholischen Armee gegen die Hussiten war. Das Geburtsjahr der Perchta fiel zwischen 1420 und 1430. Sie ward die Gattin Johann von Lichtensteins, eines steiermärkischen Freiherrn; aber ihre Ehe mit diesem ausschweifenden und tyrannischen Manne war äusserst jammervoll, bis der Tod sie von ihm befreite. Darauf begab sie sich zu ihrem Bruder Heinrich zurück

nach Böhmen und übernahm die Erziehung mehrerer Waisen ihrer Familie, sowie der verwaiseten Söhne Meinhards, bei welchem sie ihre übrigen Lebenstage in der gewöhnlichen weissen Wittwentracht hinbrachte, und insgemein die weisse Frau genannt wurde. Das Neuhausische Schloss erstand durch sie. Der Bau desselben war mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft und erschöpfte die Bemühungen selbst der unverdrossensten Bauleute. Doch die freundlichen Aufmunterungen der holden Burgfrau gaben ihnen neue Kräfte, und so gedieh das Werk. Als der Bau vollendet war, veranstaltete sie allen ihren Unterthanen ein kostbares Mahl, und stiftete zugleich eine jährliche Wiederholung desselben. Dieses Mahl hiess späterhin von der wesentlichsten Speise desselben der süsse Brei." Gräffer fügt hinzu, Bertha habe sich nach ihrem Tode als weisse Frau auf den Schlössern Rosenberg und Neuhaus in Böhmen gezeigt und nicht blos Todesfälle, sondern auch Geburten, Vermählungen und angenehme Ereignisse vorher verkündet. Auch in Berlin*) und an andern entfernten Orten, wo Verwandte ihres weit ausgebreiteten Stammes sich aufhielten, oder aufgehalten haben, erschien sie als weisse Frau. Einem ihrer Nachkommen zeigte sie einmal einen unermesslichen Schatz.

Auch hier sind mythische Züge einer historischen Person angeflogen, wozu der bedeutsame Name Bertha von Rosenberg die Veranlassung geben konnte. Wir fassen diese Züge, die in beiden Sagen enthalten sind, in Folgendem zusammen:

Eine Wittwe Beatrix oder Bertha von Rosenberg, tödtet ihre Kinder und erscheint dann als weisse, Geburten, Vermählungen, Sterbefälle und Schätze anzeigende Frau. Ein Mahl, ihr zu Ehren gegessen, wird der süsse Brei genannt. Diese einzelnen Theile sind Reste einer uralten Mythe der Erden- und Himmelsgöttin, die im Winter ihre Kinder, die Pflanzen und Blumen der Erde (der Hort der Heldensage) tödtet, und nun im weissen winterlichen Kleide erscheint. Sie hat alles Leben geschaffen und tödtet auch alles Lebende, wie die Nacht das Licht verschlingt, als Erdengottheit steht sie den Vermählungen und Geburten vor und hütet, wenn sie im Winter, in der Unterwelt weilend, gedacht wird, die Schätze der Erde, den Pflanzensegen, den sie im Frühlinge den

*) 1561 heirathete Wilhelm von Rosenberg die Markgräfin Sophie von Brandenburg, Tochter des Kurfürsten Joachim II.

Sterblichen verleiht. Als solche ist sie die Beatrix, die an Glück und Segen reiche, während der Name Bertha sie als die weisse, leuchtende, im schimmernden Schneegewande strahlende Göttin zeigt und der Name Rosenberg auf die Unterwelt deutet, denn Rosen symbolisiren im germanischen Volksglauben den Tod. Eine weitere Ausführung wird dem Gesagten zur Unterstützung dienen.

Die Germanen haben in den ältesten Zeiten den Himmelsgott verehrt als eine Macht, welche die Welt vor Verödung schützt, und das Reich des Todes, welches das Leben stets bedroht und angreift, immer wieder niederkämpft und dem Licht und dem Leben den Sieg über Nacht und Tod verschafft. Treffend bemerkt Schwenk (die Mythologie der Germanen S. 8): „Wir sehen die Göttin der Erde als eine grosse Lebensmutter hochgestellt, und Liebe und Fortpflanzung ihr zugetheilt, dagegen auch finden wir sie als die Göttin, die Alle im Tode bei sich aufnimmt, ja die zum Tode wählt und bestimmt und die Weissagung wie den Zauber der Unterwelt besitzt. In dem glänzenden Schmucke des Frühlings erscheint sie und in der Trauer des Winters als eine freundliche Göttin und als eine herbe. Ihr Segenskind, der alljährlich im Frühling zur Blüthe kommende Jahressegen der Natur, ist ein holder Gott, ein Gott des Friedens und der Gesittung, wie der Anbau des Bodens es erfordert, und alle Jahre sterbend wird er alle Jahre neu geboren. Die Sonne finden wir von einem Gott gelenkt, der ein gewaltiger Wanderer und Renner ist, der den Menschen in seinem raschen Laufe den Tag gewährt, aber Nachts bei der grossen Erdgöttin in der Unterwelt weilt, ein doppelter Gott, des Lichtes und der Nacht, des Lebens und des Todes, zu dem alle Helden im Tode gelangen, und der alle Weisheit und allen Zauber der Unterwelt besitzt, ein Herr über Leben und Tod, von den Germanen zum höchsten Gott erkoren, und zum höchsten Kriegshelden mit der unwiderstehlichen Lanze. Dass dies geschah, wirkte mächtig auf die Ansichten von den Gottheiten ein, denn die Unterwelt trat vorwiegend an die Stelle des Himmels, und dieses Gottes Aufenthalt im Todtenreiche versetzte die Götter ebenfalls dahin, und man machte einen herrlichen Aufenthalt aus dem Gebiete der Unterwelt. Dem unfreundlichen Wesen des Todtenreiches liess man daneben Gerechtigkeit widerfahren und stellte es stark genug dar. Für den Menschen aber war diese Unterwelt, mochten sich auch noch so unheimliche Erinnerungen daran knüpfen, ein Eingang zu den Göttern, und für die Helden, die im Kampfe

fielen, ein Eingang zu dem höchsten Gott des Sieges und Kampfes, wo ein herrliches Leben, dem irdischen an Art gleich, ihrer wartete.

Bei dem kriegslustigen Character der ältesten Germanen war die Vorstellung der Unterwelt als eines Aufenthalts der seligen Helden die vorwiegende. So lange sie noch der reinen Naturreligion anhingen, dachten sie sich im Winter die Erdengöttin in der Unterwelt weilend. Mit dem Erwachen des Frühlings wurden ihre Bande durch den Himmels- oder Sonnengott gesprengt und dann das Auferstehungs- und Vermählungsfest gefeiert. Der Nibelungensage liegt dieselbe Idee zu Grunde und wir werden auch sehen, dass die weisse Frau mit Chrimhilde identisch ist. Zunächst muss wohl ins Auge gefasst werden, dass man sich die ältesten Götter zweiseitig oder zweigeschlechtig, als Mann und Weib zugleich, dachte. Wie sich Leben und Tod sehr nahe berühren, so auch Sommer und Winter. Beide sind zwei Seiten eines und desselben Wesens, und wie der Tag ein Auferstehen, ein Erwachen der Sonne ist, so ist der Sommer ein Auferstehen der Erde, das die Naturvölker mit hoher Freude begingen und mit Opfer feierten.

Aus der engen Verbindung von Wasser und Erde und ihrer Wichtigkeit für den Schöpfungsprozess hat sich auch der Glaube gebildet, die Seelen der Abgeschiedenen befänden sich unter dem Wasser, oder im Innern der Erde, in Bergen und dergl. Hel ist die Göttin, die in der Unterwelt herrscht. Da die Helden gegen die Mächte der Unterwelt ankämpfen, so ist sehr wahrscheinlich, dass sich davon das Wort gebildet habe, wie denn auch hehlen statt bergen und Helmantel für Bergmantel, Tarnmantel oder Tarnkappe gebraucht wird. Zu Niflrheim, dem Reich der Hel, gelangen alle Todten ohne Unterschied und selbst die Götter, welche sterben. Und wie alles Sein dahin zurückkehrt, so strömt auch alles Leben von dem Reiche der Hel aus, so dass sie als die erhabenste Göttin, nicht blos des Todes, auch des Lebens aufzufassen ist. (Simrocks Handbuch S. 348). Dachte man sich das Reich des Todes unter dem Wasser, so wurde die dort waltende Göttin Ran genannt. Sie war die Gemahlin des Meergottes Oegir und nahm die Ertrunkenen in ihrem Reiche auf. Daraus lässt sich schliessen, dass sie von meeranwohnenden Stämmen verehrt wurde.*) Wie Oegir identisch mit Niördhr ist, so wird auch Hel oder Ran identisch mit Nerthus sein. Tacitus berichtet uns, Germ. 40, dass mehrere suevische Stämme die Mutter Erde unter

*) Simrocks Bertha S. 40.

jenem Namen verehrten. Sie zog auf einem verhüllten Wagen durchs Land und brachte den Völkern Friede und Fruchtbarkeit. Aus dieser Angabe lernen wir sie als eine echte Erdengöttin kennen, die ohne Zweifel ihre Gegenseite in der Hel fand, insofern diese dem Reich des Todes vorstand, während Nerthus Leben, Fruchtbarkeit und Freude verlieh. Sie war aber auch die Mutter aller Götter, die nach Tacitus Germ. c. 45 von den Aestyern an der Ostsee verehrt wurde. Diese trugen zum Zeichen ihres Cultus Eberbilder, durch welche sie sich statt aller andern Angriffs- oder Schutzwaffen selbst gegen Feinde gesichert glaubten.

Wie Nerthus und Niördhr Geschwister und Gatten zugleich waren, so auch ihre Kinder Freia und Freir. Auch Freia ist als Naturgottheit doppelseitig, und wird bei uns in Deutschland als Holda, Berchta, Herka u. s. w. verehrt worden sein, obgleich der Name Freitag und das deutsche Wort freien „um Liebe werben" auch an sie erinnert, denn sie war Göttin der Liebe und des Eheglücks, wie sie der Erde Fruchtbarkeit verlieh. Und da Freia eine Verjüngung ihrer Mutter Nerthus ist, so sind auch alle Prädicate derselben auf sie übergegangen. In Thüringen, am Rhein und an der Mosel scheint sie den Namen Holda, Holla geführt zu haben, während sie in Schwaben, dem Elsass, der Schweiz, Baiern und Oesterreich als Berchta oder Perchta verehrt wurde. Holda deutet Grimm (Myth. S. 244) als die freundliche, milde, gnädige Göttin. Sie erregt den fruchtbar machenden Schnee, und das Volk glaubt, wenn es schneit, so mache sie ihr Bett, dessen Federn fliegen, (Kindermährchen Nr. 24, deutsche S. Nr. 4—8.) Auch liebt sie den Aufenthalt in Seen und Brunnen; zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weisse Frau, in der Fluth baden und verschwinden. Auch fährt sie, wie Nerthus, auf einem Wagen, den sie sich von einem ihr begegnenden Bauer verkeilen liess. Die aufgerafften Späne waren Gold. Ihr jährlicher Umzug, der in den Zwölften stattfindet, bringt dem Lande Fruchtbarkeit. Und endlich wird sie als spinnende Frau dargestellt, welcher der Flachsbau besonders angelegen war. (Myth. S. 247). Diese Angaben beweisen, dass Holda eine mütterliche Erdengöttin war, und eine Menge Sagen sprechen für ihre Eigenschaft als Schützerin des Landbaues, als Verleiherin der Fruchtbarkeit, die sich im Sommer durch den Schmuck der Blumen, den reichen Erntesegen kundgiebt. Im Winter ruht ihre Leben schaffende, Leben spendende Thätigkeit; sie hat den Gatten, den Him-

mels- und Sonnengott verloren, ist also Wittwe und muss, um eine neue Vermählung eingehen zu können, ihre Kinder tödten, denn, soll der Frühling neue Blumen bringen, müssen die alten vernichtet werden, wie ja auch im Nibelungenliede Siegfried durch Hagens Hand getödtet wird, damit er in seiner Pracht und Herrlichkeit als lichter Sommergott wieder auferstehen könne.

Wir müssen die Holda in ihrer Eigenschaft als weisse Frau ganz besonders auffassen, weil uns diese die Brücke zu weitern Erörterungen bietet. Grimm stellt (Myth. S. 920) schon die weisse Frau mit der Holda und Bertha zusammen. Letztere deutet durch ihren Namen an, dass sie die weisse sei, die spinnt und webt. Gewöhnlich erscheint die weisse Frau alle sieben Jahre mit einem Schlüsselbund, Schätze hütend und weisend. Im Homberger Schlossberge liegen grosse Schätze verborgen, die von einer weissen Jungfrau bewacht werden. Alle sieben Jahre tritt sie heraus an die Oberwelt und wandelt am Berge hin und her, von einem Hunde begleitet. Sie trägt ein Bund Schlüssel zu den Kammern, worin die Schätze verborgen liegen. (Lyncker, hessische Sagen Nr. 131.) Auf der Boyneburg zeigt die weisse Jungfrau einem Jäger Schätze (das. Nr. 124). Ebenso die weisse Jungfrau vom Weidelberge (das. Nr. 129). Im Burgberge bei Zähringen hütet eine weisse Frau, mit einem Schlüsselbund in der Hand, Schätze. (Baader, Bad. Sag. 63.) Dasselbe auf dem Bergschloss Neuenfels. (Baader Nr. 36.) Häufig ist der Zug, dass eine weisse oder gelbe Blume, besonders eine Schlüsselblume, gepflückt werden muss, um den Glücklichen die Schätze zu erschliessen. Die weisse Frau auf dem Schlossberge bei Biesenthal hat ein goldenes Spinnrad in der Hand (Kuhn, Märk. S. Nr. 165). In andern Sagen trocknet sie Flachsknoten (d. Sagen Nr. 10). Gewöhnlich ist ihr Aufenthalt im Schoosse eines Berges (d. S. Nr. 9 – 11), in den sie verwünscht ist, weshalb sie auf Erlösung harrt. (Nordd. S. Nr. 29, 112, 196. Baader Nr. 36. Stahl Westphäl. S. Nr. 123. Simrock Nr. 17, 18. Meier, Schwäb., S. Nr. 3, 4. Märk. S. Nr. 67, 99, 111. Hess. S. Nr. 37, 38). Bei Harrys (Nieders. S. I, Nr. 3) heisst die verwünschte Jungfrau Bertha. In andern Sagen erscheint die weisse Frau des Nachts, die Kinder wartend und pflegend. (Schreiber, die Feen. S. 35.) Die weisse Frau zu Mannheim sagte den Tod an, der sieben Tage nach ihrem Erscheinen erfolgte. (Wolf, d. S. Nr. 63; vergl. auch Nordd. S. Nr. 366.) Auf dem Schlosse Enghien erschien ehedem Melusina

jedesmal, wenn ein Mitglied der dasselbe besitzenden Familie sterben sollte. (Wolf, N. S. Nr. 224). Melusina war sowohl die Ahnfrau des Hauses Lusignan, als auch der Grafen von Luxemburg. (Meine Moselsagen Nr. 12.) Sie erscheint nicht allein als Wärterin der Kinder in weisser Kleidung, sondern auch alle sieben Jahre, um zu ihrer Erlösung aufzufordern. Dann tritt sie in Gestalt einer Schlange auf, einen goldenen Schlüssel zwischen den Zähnen haltend, mit dem der Kerker der Verwünschten geöffnet und ihr Zauber gelöst werden kann. (Steffen, Luxemb. S. S. 18.) Andern Angaben zufolge hütet sie einen grossen Schatz, auch erscheint sie jedesmal, wenn Gefahr und Unglück der Stadt Luxemburg droht. Früher kündete sie der Familie der Grafen von Luxemburg den nahe bevorstehenden Tod eines ihrer Mitglieder an. Bei Meier (Schwäb. S. Nr. 77) erscheinen drei weisse Fräulein, die verschwinden, als man ihre Gänsefüsse gesehen. Märk. S. Nr. 190 trägt die weisse Frau grüne oder gelbe Schuhe; in andern Sagen erscheint sie halb weiss, halb schwarz. In Märk. S. Nr. 99 und in vielen Sagen bei Panzer.

Schon W. Müller hat (Geschichte der altd. Religion S. 127) darauf hingewiesen, wie diese Sagen auf eine Göttin deuten, welche auf Geburt und Tod einwirkt und der Ordnung des Hauswesens vorsteht. Simrock zeigt (Handbuch S. 414), dass die Namen Holda und Berchta eine Göttin bezeichnen, und die Gegensätze von Licht und Finsterniss ausdrücken. Holda ist die dunkle, die verborgene, identisch mit der Todesgöttin Hel, während Berchta oder Bertha ihrem Namen zufolge die leuchtende und glänzende Göttin ist. S. 423 führt Simrock die weisse Frau auf die segenspendende Göttermutter zurück, die aber, da „Tod und Leben, Lieben und Sterben unzertrennlich verbunden sind," (Handbuch S. 415) auch wieder als Unterweltsgottheit, als Herrin über den Tod wie über das Leben erscheint. Zunächst werden wir beachten müssen, dass die weisse Frau Schätze hütet, einen Schlüsselbund trägt, Blumen schenkt, Flachsknoten trocknet und mit einem goldenen Spinnrade erscheint. Oben stellten wir die Pflanzen und Blumen der Erde mit dem Hort der Heldensage zusammen. W. Müller deutet ihn (Versuch einer myth. Erkl. der Nibelungensage S. 94) als den Schatz der Erde, den reichen Pflanzensegen, der sich immer wieder von Neuem gebiert. Ganz in derselben symbolischen Weise müssen wir auch die Schätze der weissen Frau auffassen. Holda, die mit Bertha identisch ist, verleiht ja der Erde Fruchtbar-

keit, sie erregt den fruchtbarmachenden Schnee und lässt sich als spinnende Frau den Flachsbau sehr angelegen sein. Wir dürfen also bei dem Schatz nicht an Gold und Edelsteine, sondern an die Pflanzen und Blumen denken, welche die milde Erdengöttin den Sterblichen verleiht. Diese sind aber im Winter, wenn die Göttin in der Unterwelt weilt, und die Erde das weisse Leichenkleid des Schnees angezogen hat, nicht vorhanden; sie sind im Verschlusse der Göttin, weshalb sie einen Schlüsselbund trägt, wodurch sie sich als Herrin, Beschliesserin kennzeichnet. Die weisse Blume oder die Schlüsselblume, die im Frühlinge das erste Zeichen vom wiedererwachten Leben der Mutter Erde giebt, deutet uns ganz besonders die Eigenschaft der weissen Frau als eine mütterliche Göttin, während die Flachsknoten und das Spinnrad ihre Beziehung zum Ackerbau klar machen. Das Spinnen und Weben symbolisirt das gebärende, Leben schaffende Naturprincip. Der indische Supramanja ist der Sohn von sechs Webern. Die egyptischen Priester mussten zur Erinnerung an den Aufenthalt des Königs Rhamsinit in der Unterwelt an einem Tage ein Gewand fertig weben. (Kreuzer, Symb. III. S. 247.) Proserpina, Diana und Minerva weben (das. IV. S. 200. Artemis hiess die Göttin mit der goldenen Spindel (Iliad. 16, 184) Juno, die Vorsteherin der Ehen, wurde mit einer Spindel abgebildet. Die Geburtsgöttin Ilithya hiess die gute Spinnerin. Im Norden hiess ein Gestirn Freias Rocken (Finn Magnussen 361 a). Freia deutet schon durch ihren Namen an, dass sie der Liebe und Ehe vorsteht. Sct. Gertrud, bei der die Seelen in der ersten Nacht weilen müssen, wird mit einer Spindel abgebildet. (Myth. 54, 248.) In Trier und Münstereifel liessen die Weber ein flammendes Rad vom Berge rollen, ein Gebrauch, den Simrock auf eine Feier zu Ehren Fro's, des Sonnengotts bezieht. (Jahrb. des Ver. für Alterthumsfr. XVIII, S. 210.) Bertha, die Spinnerin, die sagenhafte Mutter Karls des Grossen, ist die terra mater, die Himmelsgöttin, die wir anderwärts als Holda oder Berchta wiederfinden. Fleissigen Dirnen schenkt Holla Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spule voll; faulen Spinnerinnen zündet sie den Rocken an oder besudelt ihn. Dem Mädchen, dessen Spindel in ihren Brunnen fiel, lohnt sie durch Begabung. Wenn sie Weihnachten im Lande umzieht, werden alle Spinnrocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen. (Myth. S. 247.) Gleich Holda führt auch Bertha Aufsicht über die Spinnerinnen; was sie am letzten Tag des Jahres unabgesponnen findet, verdirbt sie. (das. S. 230.) Als Bertha lernten wir die weisse Frau

in einer oben angeführten Sage kennen, und Grimm stellt sie denn auch (Myth. S. 257) mit der weissen Frau dem Namen nach als völlig gleichbedeutend hin, „denn percht, berht drückt aus glänzend, leuchtend, weiss. Diese weisse Frau pflegt zwar an bestimmte Geschlechter geknüpft zu werden, aber den Namen Berta fortzuführen, z. B. Berta von Rosenberg. Schneeweiss gekleidet zeigt sie sich Nachts in fürstlichen Häusern, wiegt und trägt die Kinder, wenn die Ammen schlafen: sie tritt auf als alte Ahnmutter des Geschlechts."

Nerthus, die von verschiedenen germanischen Völkern als Mutter Erde verehrt wurde, hielt alljährlich auf einem verhüllten, geweihten und von Kühen gezogenen Wagen ihren Umzug, um den Menschen Friede und Freude zu bringen. Auch Freir, ihr Sohn, zog im verhüllten Wagen durch das Land, während das Volk betete und feierte. (Myth. S. 231). Da die heil. Gertrud der Freia (Frouwa) vielfach entspricht, so darf man schliessen, dass auch diese solche Umzüge gehalten hat. (Simrocks Bertha S. 57.) Niördhr, der Gatte der Nerthus und der Vater Freirs und Freia's, verlieh den Sterblichen sowohl liegendes als fahrendes Gut, (Bertha S. 62) er wird also auch als Göttervater, als Spender alles Segens verehrt worden sein. Freir spendete den Menschen Fruchtbarkeit, Frieden und Wollust, er wurde um Regen und Sonnenschein angerufen und als ein Gott der Ehen verehrt. Er besass auch das Schiff Skidbladnir, mit dem er Luft und Meer befahren konnte, und das auf die Wolken gedeutet worden ist, die den befruchtenden Regen senden. Noch jetzt werden Wolkenbildungen Schiffe genannt, und Schiller nennt die Wolken Segler der Lüfte. (Simrocks Handbuch S. 363.) Freia, Freirs Schwester und Gattin, ist nicht allein die den Hochzeiten vorstehende Göttin, also die Beschützerin von Liebe und Ehe, sondern auch die Erdgöttin, denn sie wirkt auf die Fruchtbarkeit der Thiere und Pfanzen ein; sie ist eine Allnährerin und Allgebärerin, wie ihre Mutter Nerthus. (Vgl. Anhang Nr. 1.) Diese Eigenschaften lassen sich auch bei Holda und Bertha nachweisen.

Zunächst zieht Holda wie Nerthus auf einem Wagen umher, der dem Lande Fruchtbarkeit verleiht. Die Späne, welche von ihm abfielen, waren Gold. (Myth. S. 246.) Dasselbe berichten die Sagen von der mit der Holda identischen Berchta. Einem Bergmann, der in der Perchtennacht von Bucha zurück nach Könitz kehrte, trat sie auf dem Kreuzweg drohend entgegen und verlangte, dass er ihren Wagen verkeilen solle. Er nahm sein Messer, schnitzte den Keil so

gut es gehen wollte, und passte ihn in Perchta's Wagen ein, die ihm die abgefallenen Späne schenkte. Er las sie auf und zog zu Hause aus allen Taschen Gold als Perchtas Gabe. (Börner S. des Orlagaus S. 173.) Zwei Bauern aus Jüdewein, die sich im Köstitzer Bierkrug auf Perchtenabend verspätet hatten, waren noch nicht weit gegangen, als Perchta auf einem Wagen gefahren kam und sie anrief, sie sollten ihr einen Pflock in die Wagendeichsel machen. Der eine Bauer hatte ein Messer und mit Holz half Perchta aus, der Pflock wurde eingepasst und der hülffertige Mann trug einige Goldstücke im Schuh als Lohn nach Hause. (Das. S. 182.) In andern Sagen ist Perchta die Königin der Heimchen, welche auf ihr Gebot die Felder und Fluren der Menschen bewässern mussten, während sie mit ihrem Pfluge unter der Erde ackerte. Als sie das Land verliess, schleppten die Heimchen einen Ackerpflug nach. Dieser Pflug, dessen Späne zu Gold wurden (Myth. S. 253) lässt schon die Beziehung Berchta's zum Ackerbau erkennen, der auch durch den Wagen, wie die Spindeln und die Aufsicht der Göttin über den Flachsbau und die Spinnerinnen erwiesen ist. Die den Ehen vorstehende, von Matronen angerufene Demeter Thesmophoros lehrte ihren Günstling Jason den Ackerbau und in Deutschland wurden früher Mädchen, welche die Ehe verschmähten, vor den Pflug gespannt, um dadurch den Zorn der Ehestifterin Freia zu versöhnen. Sebastian Frank erzählt in seinem Weltbuch: (S. 51). „Am Rhein, in Franken und andern Orten sammeln die Junggesellen alle Tanzjungfrauen, setzen sie in einen Pflug und ziehen ihren Spielmann, der auf dem Pfluge sitzt und pfeift, in das Wasser.“ In Leipzig führten verlarvte Junggesellen am Fastnachtsdienstag einen Pflug herum, und zwangen die unter Weges aufgegriffenen Mädchen, an dem Joch zu ziehen zur Strafe, dass sie noch nicht geheirathet hatten.“ (Sächs. Provincialbl. VIII. S. 347.) In Nürnberg wurden, wie Hans Sachs (I. 5, 508) berichtet, die Mägde, welche nicht Männer genommen, in den Pflug getrieben. Im Mittelalter wurden silberne Pflüge in die Kirchen geliefert, was Grimm (Myth. . 243 Anm.) auf einen uralten Cultus der mütterlichen Gottheit bezieht. Der Pflug ritzte die Erde, damit der Saame in die Furchen fallen und das Gold der Frucht aus ihr hervorgehen könne. Dieses führt uns auf verschiedene Sagen von den Schätzen, welche die weisse Frau hütet.

Häufig ist der Zug, dass Steine, Kohlen, Sand, Dreck, Laub oder Spreu, gleich den Spänen der Berchta zu Gold werden. (Meier Schw.

S. Nr. 53 — 58. 60. Baader, B. S. Nr. 268. Müllenhoff Nr. 476. Grimm D. S. Nr. 161 — 162.) Alle diese Gegenstände gehören der Erde an und nur dem Günstling der mütterlichen Gottheit, der ihre Gebote erfüllt, verwandeln sie sich in Gold, wie der Faule sich nie der Früchte zu erfreuen hat, die dem Fleissigen blühen. Der Weizen, die schönste Gabe der Mutter Erde, heisst der Goldene, ags. goldhvaete. (Beov. 228. Rechts. Alt. S. 672.) darum vertreten Weizen und Gold einander, wie dieses aus vielen Formeln des Mittelalters hervorgeht. Nach der Edda ist Gold nicht blos Mehl, sondern auch Korn und Saamen; Freias Thränen werden Gold, d. h. der fruchtbarmachende Regen giebt goldenen Weizen. Und wie in der Edda die Götter den Balg der erschlagenen Otter zur Busse mit Gold belegen, so schreiben mittelalterliche Weisthümer vor, dass dieses mit Weizen geschehen müsse.. Ich frage, wenn ein Hausmann einen guten Hund hätte und würde ihm todt geschlagen muthwilliger Weise, womit derselbe soll gebessert sein? Antw. den getödteten Hund soll man bei dem Schwanze aufhängen, dass ihm die Nase auf die Erde stehet und soll mit rothem Weizen begossen werden, bis er bedeckt ist. (Wendhagen Bauernr. S. 200.) Peter Harmens von Aldenshausen klagt, dass Henneke Make, des Küsters Sohn von Bardowigk, ihm seinen Hund auf der Hofstedte erschossen. Hierauf haben die Gerichtsleute verfunden und eingebracht: sei ein Recht, dass man den erschossenen Hund bei dem Schwanze aufhänge dass er mit dem Maule an die Erde rühre, und müsse der Thäter so viel rotes Weizen umb den Hund giessen, dass er bedauchet oder behufet werde. (Lüneburger Marschrechtsprot. von 1602. Vergl. Grimm, Rechtsalterth. S. 668.) Hier ist der Weizen an die Stelle des Goldes getreten, das in älterer Zeit als Busse gezahlt wurde. Diese Otter, welche die Götter sühnen mussten, gehörte dem Wasser an. Zwerg Andvare, dem sie den Schatz zur Sühne abnahmen, schwamm als Fisch in einem Wasserfall. Wasser und Erde sind aber Symbole alles Lebensprinzips. Die Heimchen der Berchta mussten die Felder bewässern, damit sie fruchtbar wurden. Freias Thränen machen als Regen die Erde fruchtbar. Sie ist Mondgöttin und übt als solche einen Einfluss auf die Pflanzenwelt. Noch heute sehen wir, wie der Landmann den Mond beachtet, der nicht allein auf Ebbe und Fluth, sondern auch auf Regen und Sonnenschein einwirkt. Freir besass das Wolkenschiff, Isis, welcher nach Tac. Germ. 9. ein Theil der Sueven opferte,

wurde mit einem Schiff abgebildet, das wieder mit dem Pfluge identisch ist, der zur Erde in Beziehung steht. Des Herumfahrens des Pfluges und des Schiffes sollte man sich, nach dem Ulmer Rathsprotokoll von 1530, enthalten. (Myth. S. 242.) Weber führten den Schiffswagen, den Grimm (Myth. S. 237) aus Rodulfi Chronicon Sct. Trudonis nachgewiesen hat und Weber waren es, die das flammende Rad von den Bergen rollten. (Meine Moselsagen S. 415.) Und endlich ist die Göttin Nehalennia, die in den Niederlanden verehrt wurde, und identisch mit der Isis, Holda und Berchtha zu sein scheint, nach Simrocks Deutung (Handbuch S. 404) die verborgene, in Nebel gehüllte Göttin, nahe verwandt mit unserer in Niflheim der nördlichen Nebelwelt wohnenden Hel. Der Grundstoff, aus dem die Welt gebildet wurde, kam aus dem Brunnen Hwergelmir, der in Niflheim stand. Auf den Bildern der Nehalennia sitzt neben ihr ein Hund, auf dem Schosse trägt sie ein Körbchen mit Aepfeln, Birnen und andern Früchten. (Wolfs Beiträge I., S. 150.) Nach den Attributen schliesst Wolf auf eine Göttin der Fruchtbarkeit, was ja die grosse Erden- und Lebensmutter ist, der Hund weist aber auf die Unterwelt, auf den Gegensatz von Leben, den Tod.

Dass Hunde Schätze hüten, sehen wir in vielen Sagen. Auf dem Schlossberg bei Peiting sitzt ein schwarzer Pudel als Schatzhüter. (Panzer Nr. 36.) Im Schlossberge bei Schoengau sitzt auf der Schatzkiste ein schwarzes Hündchen. (Das. Nr. 38.) Dasselbe ist im Schlosse bei Frauenstein, (Panzer Nr. 122.) im Schlosse Homburg (Baader Nr. 8.) der Fall. Müssen die Schätze symbolisch als der Pflanzensegen der Erde aufgefasst werden, so weisen uns die Berge, in denen sie ruhen, auf die Unterwelt. Holda wohnt auch im Berge (Wolfs Beitr. I. S. 170) aber auch in Seen und Brunnen. (Myth. S. 246.) Und Wasser symbolisirt die Unterwelt so gut wie der Berg. Beide zeigen uns wieder auf die Urstoffe zurück, aus dem alles Sein, alles Leben hervorgegangen ist. Alle sieben Jahre beim Vollmond kommt der Schatz zum Vorschein. (Stahl, Westphäl. S. Nr. 120.) Im Schlossgewölbe bei Wolfertsweiler liegt ein Schatz verborgen, dessen wegen alle sieben Jahre, wenn die Maiblumen blühen, eine weisse Jungfrau erscheint. Sie trägt ein weisses Gewand mit goldenem Gürtel, an der Seite oder in der einen Hand einen Gebund Schlüssel, in der andern einen Strauss Maiblumen. (Myth. S. 914.) Melusina erschien, wie wir oben sahen, alle sieben Jahre, um zu ihrer Erlösung aufzufordern. Alle sieben Jahre tritt die weisse Jungfrau des

Homburger Schlosses (Lynker Hess. S. Nr. 131), die weisse Frau am Falkenstein (das. Nr. 141), des Scharfenstein (das. Nr. 142) an die Oberwelt. Ein Schäfer bleibt sieben Jahre in der Tiefe des Berges, in dem die Wettenburg versunken ist. (Schöppner Nr. 268. Baader Nr. 405.) Alle sieben Jahre erscheint die Burg aus der Tiefe des Mains. (das.) Hackelberg zieht alle sieben Jahre durchs Land. (Nord. S. Nr. 265). Sieben Jahre jagt der Greenjette der Meerfrau nach. (Myth. S. 896.) Alle sieben Jahre zieht der wilde Jäger über die sieben Bergstädte. (Nordd. S. Nr. 265.) Zur Hebung des Schatzes muss siebenmal hintereinander geniesst werden. Bis zum siebenten Jahre bleibt Genovefa im Walde. (Leo's Beovulf S. 22.) Da die weisse Frau, wie wir unten beweisen werden, die im glänzenden Schneegewande erscheinende winterliche Erdengöttin ist, so müssen die sieben Jahre auf die sieben Wintermonate von October bis Mai (Schwartz, das alte Heidenthum S. 27) gedeutet werden. Treffend bemerkt Schwartz, der Zusatz „Jahr" scheine eben nur einen für die Sage an sich ohne Beziehung auf die Natur passenden langen Zeitabschnitt bezeichnen zu wollen. Melusine ist halb Weib, halb Schlange. Diodorus Sicilus berichtet (bibl. hist. libr. II. cap. 43) die Scythen leiteten ihren Stamm von Scythus ab, dessen Mutter eine aus der Erde geborene Jungfrau gewesen, die am Oberleib bis an den Gürtel wie ein Weib, unten aber wie eine Schlange gestaltet war. Melusine ist Waldfrau und Meerminne, denn der Graf hatte sie am Walde in einer Quelle gefunden und sie stürzte sich in die Alzette, als dieser, aller Warnungen ungeachtet, sie im Bade belauscht und ihren Schlangenleib entdeckt hatte. Frau Else in Wolfs Hessischen Sagen (Nr. 54) scheint mit der rauhen Els zusammen zu fallen. Das Heldenbuch erzählt: als Wolfdieterich Nachts im Walde an einem Feuer sitzt, naht sich die rauhe Els und entführt den Helden in ihr Land Elsentroi; sie ist eine Königin und wohnt auf hohem Felsen; zuletzt legt sie im Jungbrunnen badend ihr rauhes Gewand ab und nun ist sie die Jungfrau Sigeminne, „die schönste über alle Lande." Wie dort der Held von der rauhen Els entführt wird, so in der Sage bei Wolf der Ritter von Frau Else; sie wird diesen in ihr Land gebracht haben, damit er bei ihr wohne wie Ritter Tannhäuser bei Frau Venus im Berge. Ob sie ihn durch die Luft entführt hat, weiss die Sage nicht; dieser Zug ist, als dem Heidenthum angehörend vergessen worden. Die Walküren, die Schwanjungfrauen sind, ziehen aber durch Luft und Wasser. (Myth. S. 398.) Dass die rauhe Els eine solche

war, unterliegt keinem Zweifel, denn sie badet im Jungbrunnen und legt ihr Schwanenkleid ab, wie jene Meerweiber, die Hagen im Nibelungenliede bei der Fahrt über die Donau im Brunnen badend antrifft, und von denen die eine Sigelint heisst. Otto Abel hat in seinem Schriftchen (Deutsche Personennamen Berlin 1853) S. 53 die rauhe Els schon als Schwanjungfrau erkannt und bei dieser Gelegenheit Orts- und Flussnamen zusammengestellt, die an die Elsen erinnern. Bei den dort verzeichneten hätte ausser dem Elzflüsschen, an dem das Stammschloss der uralten Familie von Elz gelegen, auch die Alzette bei Luxemburg genannt werden können, in welcher Melusine verschwand. Sie kommt in den Urkunden des Mittelalters als Alsuntia, Alsontia, deutsch Alsonz vor und lautet im Volksmunde Allset.

Da Schwanjungfrauen im Walde angetroffen werden, (Myth. S. 402) so dürfen wir auch Melusine als eine solche betrachten, ja es ist zu vermuthen, dass sie der Alzette den Namen gegeben hat und dass auch ein in der Eifel vorkommendes Dorf „Elsenborn“ auf sie zurückzuführen ist. Sie wäre dann die ächt germanische Else und der Name Melusine hätte sich durch romanische Einflüsse gebildet, wenn ihre Gestalt nicht Galliern und Germanen eigen war, was die scythische Stammsage vermuthen lässt. Als weisse Frau ist sie Bertha die Spinnerin, während ihr Erscheinen in Schlangengestalt, den Schlüssel zu den Schätzen im Munde tragend und auf Erlösung harrend, an die hessische Sage vom Melusinenberg (Lothar Volkss. S. 239 Anmerk.) erinnert, auf dem öfters eine grosse Schlange mit einem Frauenkopfe gesehen wurde. Im Volksmunde lautet dieser Name Milsenberg, das ist nach Abtrennung des nur angeflogenen M Ilsenberg. Odhin-Wuotan ist im Schwäbischen zu Muotan geworden, darum für Odhinsheer Muotesheer. Diese Form ist durch Uebergang von W in M. entstanden, wie mir statt wir, mo statt wo. (Meier, Schw. S. S. XVIII.) Der Ilsenberg führt uns auf die Wasserfrau Ilse, die gleichfalls dem Flusse den Namen gegeben, in den sie sich verzweiflungsvoll gestürzt hatte. (Nordd. S. Nr. 176.) Auch sie wohnt im Berge und hütet Schätze (das. S. 187 f.) was Kuhn veranlasst, sie in den Anmerkungen (S. 496) der Holda zur Seite zu stellen. Jene Melusine von Staufenberg im badischen Stollenwalde, die dem Sohne des Amtmanns mit einem Schlangenleib erschien, damit er sie erlöse (Mone Anz. f. K. d. Vorzeit 1843 S. 88.) wohnte gleichfalls Schätze hütend im Berge, wie die Ilse im Harz und die Melusine in Luxemburg; sie ist aus diesem Grunde eine Unterweltsgottheit und als solche eine winterliche

Erdengöttin, die nach sieben Jahren, also mit Beginn des Frühlings erscheint, um zu sehen, ob sie aus den Banden des Winters erlöst werden könne. Endlich weist die Sage von Ritter Staufenberger (Grimm D. Sagen Nr. 522. Simrocks Rheinsagen Nr. 176) wieder auf die Schwanjungfrau zurück, so dass sich überall Verwandtes findet. Bedeutsam ist, dass im Regierungsbezirk Köln, Kreis Bergheim, zwei Dörfer, Elsdorf und Angelsdorf, dicht bei einander liegen, die alt sein müssen, denn sie haben Antheil an dem Walde, den der heil. Arnoldus in Folge seines Schnellritts von Carl dem Grossen zum Geschenke erhielt. (Rheinsagen Nr. 34.) Elsdorf weist auf Frau Else, während Angelsdorf an jene Angelburg erinnert, die in dem altdeutschen Gedicht von Friedrich von Schwaben in Taubengestalt am Brunnen erscheint und eine Schwanjungfrau war. (Grimm Heldens. S. 401.) Im Lied von Wölundur fliegen die Schwanfrauen oder Walküren, welche Wieland und seine Brüder im Wolfsthal gefunden, wo sie Flachs spannen, nach sieben Wintern davon. (Simrocks Edda S. 113.) Sie werden sieben Jahre auf der Oberwelt geweilt haben, nach deren Ablauf sie zur Unterwelt zurückkehrten.

Nehalennia, die als Unterweltsgöttin erkannt wurde, wurde besonders auf der Insel Walchern verehrt. Fassen wir diesen Namen in's Auge, so werden wir daran erinnert, dass Valland oder Walland die Heimath der Brunhilde ist. (Heldens. S. 5.) Sie war eine Walküre oder Todwählerin und ist identisch mit Chrimhilde, der verborgenen, in der Unterwelt weilenden Göttin, deren Name (Grim=Larve) die verhüllte, verhehlte Göttin, die Beherrscherin der abgeschiedenen Geister, also die Hel, Nehalennia oder Holda, andeutet, während Brunhilde die gepanzerte Hilde, die Schlachtgöttin oder Erka (Anhang Nr. II.) zu sein scheint. Chrimhilde ist aber wieder eine andere Seite Freias, die aus der Göttersage in die Heldensage übergegangen ist. (Anhang Nr. I.) Walhaland ist das fremde ferne Holland und Wals war der Stammvater der Volsungen, von dem Siegfried sein Geschlecht herleitet. Die älteren Lieder von den Volsungen kennen die Heimath Siegfrieds als das Hunaland, weshalb er auch selbst mehrmals der hunische genannt wird. (Heldens. S. 6.) Da dieses Reich der Volsungen am Rheine lag, so werden wir auch dort nach weitern Spuren suchen müssen. Nun sind die Chattuarier oder Hetveren aus einer, höher am Rheine und auf dem rechten Rheinufer gelegenen Gegend, in clevische und obergeldrische Landschaften versetzt worden. (v. Ledebur, Land und Volk der Bructerer S. 161. Leo's Beovulf S. 87.) Zeus

(Staaten und Stämme S. 100) vermuthet in ihnen die Bewohner der Rheininsel, die Batavi und Caninefates, die nach dem Zeugniss des Tacitus von den Katten abstammen. Wie weit das Land der Chattuarier am Rheine hinaufreichte, geht aus dem im Mittelalter oft genannten pagus Hattera hervor, der an den pagus Broctra gränzte. (Grimm Gesch. der D. Sprache S. 409.) In diesem pagus Hattera lag die villa Heribeddi (Pertz 2, 680) Herbede an der Ruhr, wo nach Ausweis eines alten Hofrechtes (Weisth. 3, 56) das niederhessische Stift Kaufungen berechtigt war. Grimm (Gesch. der D. Spr S. 41) weist daraus einen Zusammenhang zwischen Chattuariern und Hessen (Chatten) nach. Auf dem linken Rheinufer, wo die Roer in die Maas fliesst, kommt auch ein pagus Hattuaria vor. Nach der fränkischen Theilung von 830 werden Ribuarii und Atuarii (Pertz 3, 359), in der von 870 comitatus Testrabant, Batua, Hattuaria, Masau nebeneinander aufgeführt. (Grimm a. a. O. S. 410) Dieses Land der Chattuarier am Niederrhein, in dem Xanten, ein Mittelpunkt der deutschen Siegfriedssage, das von Hagen von Troien erbaut wurde (Lacomblet Archiv I. S. 172), lag, wurde von einem sagenberühmten alten König beherrscht, (Leo Beovulf S. 17. Grimm a. a. S. 411), nach dem das Land das Hunische genannt wurde. Das ist die Heimath Siegfrieds; dort wohnen die Walsinger (Völsunger), die Fremden, Fernen. Apollo, der aus dem Sonnengott zum hellenischen Lichtgott gewordene Bruder der Hekate, heisst auch der Ferne; ebenso heisst Hekate die Fremde, Ferne, weil ihr Reich, die Unterwelt, fern, jenseits des Okeanos, der die Gränzen der Erde bildete, gelegen war. So konnte auch der Nordländer das am Rhein gelegene Reich Sigurds, das fremde ferne, er selbst der Fremde heissen. Hun ist Riese und Tod, gleichbedeutend mit Hain=Wald. Freund Hain ist der Tod und Hagen der Heldensage der Unterwelts- und Todtengott, die dunkle finstre Seite des lichten Sonnen- und Himmelsgottes Siegfried. Der Rhein war den alten Germanen ein Todtenfluss und am Ausfluss des Rheines, grade bei den Chattuariern, wohnten die Todtenschiffer, welche die Seelen der Gestorbenen nach dem Britenlande hinüber schifften. Isenstein und Isenland, wo Brunhilde wohnte, ist das Land der Isis oder Nehalennia, aber auch das Holdenland oder Holland, wie es heute noch heisst.

Wir bemerkten oben, dass Genovefa sieben Jahre im Walde wohne. In dem alten Liede auf Bischof Heriger von Mainz ist die Unterwelt auf allen Seiten von dichten Waldungen umgeben und

Simrock zeigte (Bertha S. 73), dass „zu Walde wünschen“ den Tod wünschen heisse; hier stellt sich also der Wald neben Berg und Wasser, um die Unterwelt zu symbolisiren. In der Vilcinasage (cap. 131 bis 149) wird Folgendes erzählt: König Sigmund, Sifians Sohn, Herr von Jerlungaland, unternahm einen Zug nach Spanien, um Sisilia zu heirathen, die Tochter des Königs Nidung, und kaum war er heimgekehrt, so musste er einen Kriegszug unternehmen nach Pulinaland. Reich und Gemahlin vertraute er bei seiner Abreise den Grafen Hartvin und Herman an. Hartvin wollte Sisilia verführen; als er nichts erreichte, gewann er Hermann, und Sigmunt ward bei seiner Rückkehr von Hartvin bestimmt, zu befehlen, dass Sisilia im Svavawalde ausgesetzt und ihr die Zunge ausgeschnitten würde. Als die Grafen ihre Herrin in den Wald führten, geriethen sie über dieselbe in Streit, und während sie miteinander fochten, genas Sisilia eines Knäbleins, welches sie in ein Glasgefäss legte, worin sie Meth gehabt und was sie nun vorsichtig schloss. Hartvin ward von Hermann erschlagen, stiess aber noch mit dem Fusse an das Gefäss, so dass es in die See rollte. Sisilia starb; Hermann kehrte zu Sigmunt zurück, und offenbarte ihm Alles. Das Glasgefäss aber ward von den Wogen an das Ufer geworfen, wo es in Stücke zersprang. Eine Hindin säugte nun das Knäblein auf bis zu seinem vierten Jahre; da fand ihn ein kunstreicher Meister, der Schmied Mimer, zog ihn auf und nannte ihn Siegfried.

Diese Jugendgeschichte Siegfrieds ist in der Genovefalegende bedeutend erhellt.*) Die Volkssage hat noch zwei andere Züge aufbehalten, die auf den mythischen Character der Genovefa helles Licht werfen. Als sie im Walde über eine Brücke geführt wurde, warf sie ihren Ring ins Wasser, der sich im Bauche eines Fisches wiederfand, nachdem Siegfried ihre Unschuld erkannt hatte. (Meine Moselsagen S. 154.) Und endlich sitzt Genovefa hinter dem Hochaltar der Frauenkirche und spinnt. (Simrocks Rheinland III. Aufl. S. 369.) Stellt Letzteres sie mit Bertha, der Götter- und Erdenmutter gleich, so erinnert uns der erste Zug an den häufig in Sagen vorkommenden Umstand, dass ein ins Wasser geworfner Ring wieder im Bauche eines Fisches zurückkehrt. Im Iwein überreicht Laudina dem Gemahl, mit der Weisung, binnen Jahresfrist zurückzukehren, einen köstlichen Ring. Osterwald deutet (Iwein S. 52) denselben als Zeichen und Inbegriff des reichen Segens, womit die schöne Erdgöttin ihren Ge-

*) Vgl. Grimms d. S. Nr. 532.

mahl, den Frühlingsgott beschenkt. Andware, der dem Loke seinen ganzen Schatz hervorgetragen, fleht, ihm einen kleinen Goldring zu lassen, er konnte, wenn er ihn behielt, damit sein Geld wiedererlangen. (Heldens. S. 385) Auch hier sehen wir, dass dem Ringe eine Kraft des Schaffens innewohnte. Da aber alles Leben von dem Wasser seinen Ursprung hat, so versenkt Genovefa gleich andern Frauen der Sage, ihren Trauring ins Wasser, zum Zeichen, dass sie im Winter in der Unterwelt weilen und spinnen müsse. Sie hat die Kraft des Schaffens, die ihr als Erdenmutter eigen ist, verloren, d. h. die winterliche Erde kann keine Pflanzen hervorbringen, bis sie nach sieben Monaten, im Mai, aus der Haft des Winters zurückkehrt. Der Fisch, als Bote der Unterwelt, bringt den Ring wieder, an den reicher Segen geknüpft ist. Die säugende Hirschkuh erscheint in andern Sagen gleichfalls als Bote der Unterwelt. Simrock stellt (Bertha S. 81) verschiedene zusammen, aus denen hervorgeht, dass der Hirsch zur Unterwelt verlocke. Bertha, die Spinnerin, weilte auch im Walde, in der Unterwelt, und Pipin wird durch einen Hirsch zum Aufenthalte seiner künftigen Gemahlin geführt. Da Bertha gleich Freia ist, in dieser aber die Liebes- und Todesgöttin zu erkennen sein wird, so ist der Hirsch auch ein Bote der Todes- und Liebesgöttin.

In der Vilkinasage wird Siegfrieds Mutter Sisilia genannt. Sollte in diesem Namen eine Uebereinstimmung mit der slavischen Zidzilia, der Alten, der Hebamme, der Grossmutter (Schwenk, Slav. Myth. S. 223) zu finden sein? Diese repräsentirt die Fruchtbarkeit der Erde, hervorgebracht durch den Sonnengott Perun, der als solcher dem Ackerbau vorstand und die sommerliche Erde. (Hanusch S. 979) Sie war das beste Symbol für die Fruchtbarkeit der Natur, ihrer Zeugung und Ernährung, die man auch als die grosse Säugamme denken konnte. Auch die Sueven verehrten eine solche Göttin und feierten ihr am 28. September ein grosses Fest, indem sie ihr für den verliehenen Erntesegen mit Spiel und Tanz dankten. (Grimm Myth. S. 275.) In der Edda wird Siegfrieds Mutter Hiördis genannt. Das ist, mit Wegfall des Anlauts die Jiördh, die Alles ernährende, hochverehrte Lebensmutter, die nicht nur Alles hervorbringt, sondern auch Alles, was vergeht, in ihren Schooss aufnimmt, also eine wahrhafte Hel oder Holda, die wir als spinnende Bertha oder weisse Frau in den Sagen wiedergefunden haben, und die sich mit der Ahnfrau Melusine sehr nahe berührt.

Die Erklärung dieses Namens scheint den Sprachforschern grosse Mühe gemacht zu haben. Das Wort Aliso, welches zusammenfliessen, vermischen bedeutet, dürfte wohl hier den Ausschlag geben. Viele Orte, bei denen Bäche oder Flüsse zusammenfliessen, führen danach den Namen. Bei Elsei fliesst die Else in die Lenne, bei Else die Alme in die Lippe, bei Elze, im Fürstenthum Hildesheim, fliesst die kleine Saale in die Leine, Schloss Elz liegt am Elzbache, der sich in die Mosel ergiesst, Elsen liegt an dem Punkte, wo die Erft in den Rhein fliesst, Els am Zusammenfluss der Elsbeck in die Lahn. Da aber Melusine (Ilse oder Else) eine Vermischung von Erde und Wasser ist, denn ihr Leib bestand zur Hälfte aus einem Menschen, zur Hälfte aus einer Schlange, oder einem Fische, wie sich dieses für eine Erden- und Lebensgöttin ziemt, und da sie bald im Berge, bald im Wasser erscheint, wie dieses auch bei den Schwanjungfrauen der Fall ist, so muss man ihren Namen, ihrer Gestalt entsprechend, auf eine Vermischung von Wasser und Erde zurückführen, aus der das Pflanzenleben entsteht. Der Drache oder Lindwurm, der den Hort der Heldensage, wie die Schätze der Volkssagen, hütet, ist weder ein Bandwurm (von Lind=Band) noch ein Schlangenwurm, (lint=Schlange. Myth. S. 652). Das Wort scheint aus dem gallischen ling oder linne= Schlamm, weicher linder Boden oder Sumpf*) entstanden zu sein. Der castalische Drache Python erwuchs aus dem Schlamme, in dem die Feuchtigkeit als Urquell des Lebens zu erkennen ist. Orte, die in sumpfigen Gegenden angelegt wurden, führen Namen, die mit lin und ling komponirt sind. Auch Flüsse, die den Namen Linge führen, sind nachweisbar, so in Holland, wo gerade der meiste Sumpf- und Schlammboden gefunden wird und sich am leichtesten die Lindwurmsagen bilden konnten. Eines Lingwurms und einer Lingwiese gedenkt Panzer (Beiträge I. S. 189); auf Letzterer wurde eine Schlange mit einer schönen Krone auf dem Kopfe gesehen. In dem Wasser der Lingwurmwiese (das. S. 178) badete Säufritz, von dem Folgendes berichtet wird: „die Seifriedsburg oder das alte Schloss lag auf dem Gehänge eines Berges nicht weit von dem Dorfe Seifriedsburg. Dieser dicht mit Bäumen bewachsene Platz ist durch einen niedrigen schmalen Steindamm in Hufeisenform, dann durch den tiefen Helgraben, Hölgraben, auch Burggraben genannt, begrenzt. Etwa 150 Schritte von diesem Platze aufwärts gegen das Dorf Seifriedsburg liegt

*) Grimm, Geschichte der d. Sprache S. 392.

die **Helwiese**. Gegen den Helgraben hin liegt eine Wiese, der **Lingwurm** genannt; in dieser Wiese ist eine kleine Vertiefung mit Wasser (sumpfige Dael). Säufritz war der Knecht eines Sauhirten, daher sein Name. Schweine hütend, badete er öfter in dem Wasser der **Lingwurmwiese** und wurde dadurch so hart, dass ihm keine Waffe schaden konnte. Säufritz zog nun fort, verrichtete grosse Heldenthaten und kehrte zurück, nachdem er sich grosse Schätze erworben hatte, damit baute er die Seifriedsburg.

In dieser Erzählung sind Reste der Siegfriedssage enthalten. Der Helgraben weist auf die Beherrscherin der Unterwelt, die Hel, auf welche auch Wasser und Erde zu beziehen sind. Auf Wiesen ergehen sich die Seelen der Abgeschiedenen, dort und in Sümpfen sieht man auch die Irrlichter, in denen der Volksglaube wieder Seelen Verstorbener erblickt. Der Name Lingwurm beweist, dass sich hier die Kunde von dem Wurme verloren hat, der früher auf dieser Wiese lag und gewiss von Siegfried erschlagen und seiner Schätze beraubt wurde. Im Norden, wo diese Sümpfe nicht so zahlreich vorhanden sind, wie am Niederrhein, bedeutet lyngh Heide. (Myth. S. 653). Heide hat aber stets den Begriff von unbebautem Land, auf dem Gras und Blumen wachsen, das also noch nicht vom Pfluge berührt worden ist. (Rechts-Alterth. S. 499.) Dreki ist im Norden der Drache (Myth. S. 652) und fanigold das Gold, das in **Sümpfen** bei den Schlangen und Drachen lag. (Myth. S. 498, 930.) Da zwischen Wiese, Weide und Heide eine Verwandtschaft besteht, so wird der Umstand bedeutsam, dass Fafnir auf der Gnita**heide** liegt, denn lyngormr ist ein Heidewurm, ein Drache, aber auch ein Sumpfwurm. Wir erinnerten schon an die Sagen, in welchen **Koth** und **Dreck** in Gold verwandelt werden. So dürfte auch das Wort **Hort** (Schatz) von dem niederdeutschen hor=Koth, Schlamm, Dünger (mit ling gleichbedeutend) abzuleiten sein. Es bezeichnet eben die durch Wasser und Erde repräsentirte **Zeugungskraft** der Natur, die im Winter gebunden ist, während nach Ablauf von **sieben** Monaten, wenn die winterliche Göttin das glänzende Schneegewand abwirft, die Pflanzen **neu erstehen**, also der Hort wieder vorhanden ist, der seinen Ursprung im Wasser gefunden hat. Nach der hvenischen Chronik ist die Haut Siegfrieds wie Horn geworden, weil er sich im Brunnen der schönen **Melusina** gebadet hatte. Das Wasser dieses Brunnens muss also dieselbe Eigenschaft gehabt haben, als das Wasser der Lingwurmwiese.

Der Ring Andvare's hatte bekanntlich die Kraft, das Gold immer wieder zu schaffen, d. h. die Schätze der Erde neu zu zeugen. Der Trauring ist das feierliche Zeichen des geschlossenen Ehebündnisses, wovon der Spruch: ist der Finger beringt, so ist die Jungfer bedingt. (Rechts-Alterth. S. 177.) Die Ehe oder Vermählung wird aber eingegangen, damit aus der Verbindung des männlichen mit dem weiblichen Princip Kinder, der Hort der Eltern hervorgehen, wie aus der Vermählung des Himmelsgottes mit der Erdengöttin im Frühlinge, um Ostern, wenn die Göttin O s t a r a zur Oberwelt steigt, der Hort des Pflanzensegens hervorgeht. Und wie der Ring ohne Anfang und Ende, so auch das Chaos, der gährende Urstoff, die Gesammtheit der noch ungeschiedenen Urkräfte, die durch den Riesen Ymir personificirt wird. (Simrock, Handbuch S. 14.)

Die Beziehung Freias zur Unterwelt trat schon bei der ihr entsprechenden Nehalennia zu Tage. Wie Holda die Kinder in den B r u n n e n zieht, so werden dieselben gleichfalls in ihren B e r g gelockt (Wolf Beiträge I., S. 171). Die Göttin, die der Ehe *Fruchtbarkeit* spendete, wohnte im Lorscher See, dessen Wasser Segen über der Gegend verbreitete. Da war sie umgeben von den Seelen der Ungeborenen, dahin kehrten die der bösen Eltern Unwürdigen wieder zurück (das. S. 174). Sie fährt aber auch mit dem wilden Heere, in das die Seelen der ungetauft sterbenden Kinder aufgenommen werden. (Myth. S. 241.) So ziehen auch die Seelen der Kinder in Perchtas Zuge. (Myth. S. 254.) Aus Holdas Brunnen kommen die Kinder. In Flensburg werden die Kinder aus dem Brunnen gefischt (Müllenhof Nr. 124). Auf der Strasse von Schweinfurt nach Königshofen steht das L i n d e n b r ü n n l e i n, aus ihm schöpfen die Ammenfräulein die kleinen Kinder, und seine Fluth ist nicht Wasser, sondern Milch. (Bechstein, Fränk. Sagenschatz S. 174.) Auf dem Rammelsberg bei Goslar sieht man einen Kinderbrunnen. (Grimm d. S. II., S. 165.) Durch diese Angaben lernen wir Holda und Berchta als die grosse Kinderfrau, die Amme und Lebensmutter kennen, die deshalb auch Nachts erscheint, um die Kinder zu warten. Dem Volksglauben, dass der Storch die Kinder bringt, entsprechen Bildwerke der Inder, auf welcher die Erdgöttin, als Nährmutter aller Wesen, den Storch auf der Hand trägt. (N. Müller Gl. W. und Kunst der Hindu tab. III. fig. 103.) Weit verbreitet sind die Sagen, dass die Kinder eine Zeit lang in den W a l d oder in den B e r g gehen und zurückgekehrt versichern, sie seien bei der M u t t e r gewesen. Zu Eberhardsklausen wünschte eine

Mutter ihr Kind zum Teufel. Es stürzte in den finstern Wald, wo die jammernde Mutter es am vierten Tage wiederfindet, einen Blumenkranz im Haar und einen grünen Zweig in der Rechten haltend. Auf die Frage, wo es gewesen sei, erwiderte das Kind, die Mutter sei bei ihm gewesen, sie habe ein Licht getragen und ein weisses Hündlein sei neben ihr gelaufen. (Meine Moselsagen Nr. 51.) In andern Sagen geht das Kind in den Berg und weilt sieben Jahre bei der Mutter. Im Hörselberge, der einem Gedichte des 16. Jahrhunderts zufolge der Aufenthaltsort der Verdammten ist, (Germania Bd. 3. S. 346 f.) wohnt Frau Holla. Und in den Tannenberg wie in den Marienberg werden Kinder von einem Zwerge gelockt und zwar zur Frau Holda, wie Wolf (Beitr. I. S. 171) vermuthet. Dass die gestorbenen Kinder in Perchtas Geleit fahren, sehen wir aus der schönen Sage bei Börner (Orlagau S. 142): Einer jungen Frau war das einzige Kind gestorben. Sie weinte über alle Maassen und konnte sich nicht zufrieden geben. Jede Nacht lief sie hinaus auf das Grab und jammerte, dass es die Steine hätte erbarmen mögen. In der Nacht vor dem Dreikönigsfeste sah sie Perehta nicht weit von ihr vorüberziehen, da gewahrte sie, den andern Kindern hinterdrein, ein kleines mit einem ganz durchnässten Hemdchen angethan, das in der Hand einen Krug mit Wasser trug und matt geworden den übrigen nicht folgen konnte; ängstlich blieb es vor einem Zaune stehen, den Perchta überschritt und die andern Kinder überkletterten. Die Mutter erkannte in diesem Augenblick ihr Kind, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es so in den Armen hielt, sprach das Kind: „Ach wie warm sind Mutters Hände! Aber weine nicht so sehr, du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll, da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit beschüttet.“ Von jener Nacht an hörte die Mutter auf zu weinen.

In der oben angeführten Moselsage wurde die Mutter, bei dem das Kind weilte, von einem Hunde begleitet. Das erinnert an die Nehalennia, die eine Lebens- und Todesmutter, Erden- und Unterweltsgottheit, und allem Vermuthen nach eins mit der Hel ist. Sie berührt sich mit Holda und Berchta, ja mit Hilde und Freia in ihrem Bezug auf die Geister der Verstorbenen. (Bertha S. 119.) Und weil Tod und Leben, Lieben und Sterben, wie Simrock (a. a. O.) zeigte, unzertrennlich verbunden sind, so muss auch die weisse Frau die Trauer- wie die Glücksfälle, die Ehen wie das Hinscheiden, vorher verkünden und über dem Stamme als Ahnmutter oder

Ute wachen, dass ihm kein Unglück widerfahre. Das ist der Sinn jener Sage von der weissen Frau, zu deren Deutung wir auf Umwegen gelangen mussten, deren Mühen aber durch das Gold der Erkenntniss gelohnt werden.

Dass Holda den Schnee macht, wurde schon hervorgehoben. Ihr und Berchtas Umzug findet in den Zwölften, von Weihnachten bis Dreikönigstag statt. Es war das ein, dem Heidenthum hehres Winterfest, an das sich eine Menge Bräuche knüpfen, die auf die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres und den im Winter ruhenden Ackerbau zu beziehen sind. (Müller altd. Rel. S. 273.) Sie stehen sowohl mit der Verehrung des Freir als der Freia in Zusammenhang, die Fruchtbarkeit der Erde verliehen und den Ehen vorstanden. Wo die Göttin, sei es nun Holda oder Berchta, nahte, war den Feldern Segen für das künftige Jahr gewiss. Sie sieht nach, ob das Ackergeräth an gehöriger Stelle sich befinde; fleissige Spinnerinnen beschenkt sie mit schönem Flachse, faulen verdirbt sie den Rocken. Ihre Symbole sind Wagen, Pflug und Schiff, die Alle, entweder auf Ackerbau oder Schifffahrt deuten. Die Göttin bereitet aber die Sterblichen auf die im neuen Jahre kommende Thätigkeit vor; nachdem dieses geschehen, kehrt sie wieder in die Unterwelt zurück, aus der sie ausgezogen ist. Das Fest der Berchta wird durch eine althergebrachte Speise gefeiert: Brei und Fische. Dem, der andere Speise an ihrem Tage zu sich genommen hat, schneidet sie den Leib auf, füllt ihn mit Heckerling, und näht, mit einer Pflugschaar statt der Nadel, mit einer Eisenkette statt des Zwirns, den Schnitt am Bauch zu. In Oberbaiern sagt man den Kindern am Vorabend Epiphania, wenn sie böse seien, werde die Berchta kommen und ihnen den Bauch aufschneiden. An diesen Tagen werden fette Kuchen gebacken, und bei den Knechten heisst es, damit müsse man sich den Bauch schmieren, dann werde Frau Berchta mit dem Messer abglitschen. (Myth. S. 251, 255.) Dieses Mahl am Berchtentage ist der von Bertha von Rosenberg gestiftete „süsse Brei,“ wodurch wir neue Bestätigung für die Identität dieser Gestalt mit der Göttin Berchta gewinnen. Nach Grimm (d. S. Nr. 267) erscheint Perchta von Rosenberg oder die weisse Frau mit zürnenden Mienen, wenn das aus Brei und Fischen bestehende Mahl nicht verabreicht wird. Sie erschien auch Nachts, wenn die Ammen schliefen, in den fürstlichen Kinderstuben, wiegte die Kinder und trug sie vertraulich umher. Einmal, als eine unwissende Kinderfrau erschrocken fragte: „was hast du mit dem Kinde zu schaffen,“ und sie mit Worten schalt, soll sie gesagt haben: „ich bin keine Fremde in diesem

Haus, wie du, sondern gehöre ihm zu; dieses Kind stammt von meinen Kindeskindern. Weil ihr mir aber keine Ehre erwiesen habt, will ich nicht mehr hier einkehren."

Es ist ganz der Natur der Sache angemessen, dass die Göttin, von der alles Leben, das der Menschen, wie der Thiere und Pflanzen, ausgeht, auch die Macht hat, dieses Leben zu vernichten. Erscheint im Sommer die Erde im grünen Kleide, so muss sie im Winter im weissen glänzenden Gewande des Schnees, im Trauergewande, erscheinen. Die Göttin ist dann Wittwe, d. h. ihr Gemahl, der Sommer- und Sonnengott, hat sie verlassen, ist in die Ferne gezogen. Diese Deutung wird Niemanden überraschen, der das Vorstehende als richtig anerkannt hat. Sie ist nur die Consequenz desselben und findet ihre Unterstützung in der Erklärung, die W. Müller von der mythischen Chrimhilde giebt.*) Als Freia um den verlorenen Gatten goldene Thränen weinte, war sie auch die trauernde Wittwe, die weisse Bertha. So klagt auch Chrimhilde um den erschlagenen Siegfried, den der grimme Hagen getödtet hatte. Vielleicht ist der Hager des Volksliedes noch eine Erinnerung an diesen Hagen, in dem ich schon den Todesgott erkannte.**) Im Nibelungenliede führt er die dem Tode geweihten Burgunden in das Heunen- oder Todtenland.

Von Dreikönigen- oder Berchtentag, wenn Berchta, die weisse Frau, aus der Unterwelt an die Oberwelt steigt, bis zum 1. Mai, dem Beginn des Sommers, zieht sich eine Reihe Feste zu Ehren der winterlichen Göttin hin. Besonders war dies im Februar oder Hornung der Fall. Dieser Monat führt gleichfalls seinen Namen von hor=Koth, Schlamm. Im Volksmunde heisst er Spürkel, von spurcas, kothig, schmutzig, denn er ist ein ächter Kothmonat, in welchem die Witterung beständig wechselt und die Erde von dem zu Wasser aufgelösten Schnee durchweicht, aber auch fruchtbar gemacht wird. Seiner Unbeständigkeit halber wurde der Monat als ein Weib gedacht, wie ein rheinischer Wetterspruch (Simrock Rheinland III. Aufl. S. 345) beweist: „Spörkels Kathrin schüttelt ihre sieben und siebenzig Röcke." Im Hochwalde bei Trier heisst Frau Holla Hollenkäthchen. Aus der Sage bei Pröhle (Harzs. S. 135) scheint hervorzugehen, dass Frau Holla dort gleichfalls Kathrina genannt wurde. Als Frau wird der

*) Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Berlin 1851.

**) Meine Moselsagen. Trier 1852. Als Anhang: Hagen von Throneck und die Nibelungen. Mein „deutscher Volksglaube" S. 227.

Februar auch bei Woeste (Wolfs Zeitschrift I, S. 388) aufgefasst: „hätt' ich die Macht, wie mein Bruder Hartmond (Januar) sagt Februar, so sollte es an einem Ende des Topfes kochen, am andern frieren." Woeste erkennt in der Spurke die Göttin des Ackerbaus. Grosse Uebereinstimmung mit der Brunhilde, die eins mit Chrimhilde ist, zeigt eine andere Gestalt der Heldensage und zwar die Frau Breide des Orendelliedes. Der Name bedeutet Pracht, Glanz, Licht, gerade wie Berchta. An die Stelle der Frau Breide ist in christlichen Zeiten die Jungfrau Maria getreten, die vielfach der Freia als Haupt der Walküren entspricht, in trierschen Hexenakten aus dem 16. Jahrhunderte aber „Frau Breitta, Breyda, Praitta" genannt wurde. (Wolfs Zeitschr. II. S. 317.) Im Orendelliede ist Breida „die schönste aller wibe," Herrin des heil. Grabes. Was uns von ihr berichtet wird, erinnert an die Walküren, denn sie sprengt selbst in den Kampf, die zarte Brust in das harte Panzerhemd geklemmt, das blühende Bein in stählerne Schienen geschnürt, mit einem guten Schwerte bewaffnet und den Helm auf dem Haupte. Ihre Stärke bekundet sie dadurch, dass sie einen ihr missfälligen Kämmerer zu Boden wirft und ihn mit Füssen tritt, wie Siegfried auch den Zwerg Eugel packt und ihm eine derbe Lektion giebt.*) Dadurch stellte sie sich neben Brunhilde und Erka, besonders neben Erstere, die ja auch trotz ihrer Vermählung Jungfrau bleiben wollte, wie Frau Breide, die nach alter Gewohnheit ein blosses Schwert von Orendel trennte. Die Angabe, sie sei Herrin des heil. Grabes gewesen, könnte auf Tod und Unterwelt bezogen werden. Vorstehendes genügt schon, um Uebereinstimmung mit Brunhilde nachzuweisen, die eine Abschwächung der Freia ist.**)

Es bleibt uns noch übrig, den Zusammenhang der Bertha von Rosenberg, die auch als weisse Frau erscheint, mit der weissen Frau, der Kunigunde oder Beatrix von Orlamünde nachzuweisen. J. Grimm und K. Simrock haben ihn schon behauptet, Letzterer in seinem trefflichen Werkchen: „Bertha, die Spinnerin" S. 150. Der Name Rosenberg, den jene Bertha führt, scheint die Veranlassung gewesen zu sein, dass der mythische Zug an der historischen Person haften blieb. Die Beziehung des Berges zur Unterwelt ist mehrmals

*) Simrocks Orendel S. 89.

**) In der Egilssage S. 603 hofft eine Jungfrau nach ihrem Tode zu Freia zu kommen.

dargethan worden. Panzer berichtet (Beitrag I. S. 103) von dem Rosenberge bei Sulzbach in der Oberpfalz: „Rosenberg heisst der Berg mit seinem malerischen Felsen und einem halbzerrissenen Thurme. Am Fusse des Rosenberges vorüber fliesst der Rosenbach. Eine Sage will wissen, dass der Rosenberg der Sitz von drei Frauen war, welche nachher als Geister erschienen sind; zwei davon waren weiss, die dritte halb schwarz, halb weiss. Auch wussten die Erzähler von Schatz, Hahn und einem unterirdischen Gang. Die Franzosen hatten auf dem Rosenberg einen Wachtposten, aber immer stellte sich dem Soldaten eine Jungfrau mit ihrem Gesichte wie Spinnengewebe entgegen, welcher dann vor Schrecken den Berg hinablief." Panzer hat überzeugend nachgewiesen, dass die drei Frauen eine Beziehung zur Unterwelt andeuten. Wenn die Eine halb weiss, halb schwarz ist, so kann dieses ausdrücken, dass sie ihrer Erlösung schon nahe ist. Sie kann aber auch eine Personification der Holda und Berchta, der dunklen und lichten Göttin sein, die in den Sagen getrennt erscheinen, ursprünglich aber eins waren. Holda und Berchta sind schön und hässlich, freundlich und unfreundlich, obgleich sie ihrem Namen nach diese Eigenschaften getrennt besitzen müssten. In der schwäbischen und fränkischen Hildaberta hat Grimm (Myth. S. 355) eine Verbindung der Namen Holda und Bertha vermuthet. Hilda ist eine Hauptgestalt den Gudrunsage, die Simrock (Bertha S. 100) mit Freia zusammenstellt. Da Letztere Walküre ist und Hilda als solche erscheint, so ist die Annahme Simrocks vollkommen gerechtfertigt. Sie tritt anderwärts als Erke auf (Anhang Nr. II) Die Beziehung des Hahns zur Unterwelt ersehen wir aus der Völuspa (Simrock S. 7.)

Da sass am Hügel
Und schlug die Harfe
Der Riesin Hüter,
Der heitre Egdir.
Vor ihm sang
Im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn
Der Frilar heisst.

Den Göttern gellend
Sang der mit dem Goldkamm,
Weckte die Helden
Beim Heervater.

Unter der Erde
Singt ein andrer,
Der schwarzrothe Hahn
In den Säälen Hels.

Mit dieser Auffassung in Verbindung steht denn auch der Umstand, dass bei dem grossen Todtenopfer zu Lethra Hähne dargebracht wurden und dass das Zauberweib, welches den König Hading in die Unterwelt führte, einen Hahn opferte. Dem Teufel, der mit Hahnenfeder und Hahnenfuss erscheint, wird in vielen Volkssagen ein schwarzer Hahn oder eine Henne dargebracht. Bei Wolf (Niederl. S. Nr. 282) opfert ein Zauberer ein schwarzes Huhn auf dem Kreuzwege dem Teufel, damit dieser Sturm sende und Blitze schleudere. Jn einer andern Sage, (das. Nr. 454) opfert ein Knecht dem Teufel Nachts zwölf Uhr wieder eine schwarze Henne. Und endlich wird in Baiern bei dem Offertorium bei Todtenämtern von den Laien ein schwarzes Huhn, gleichsam als Todtenopfer, dargebracht. (Müller altd. Religion S. 220.) Im Thale bei Quedlinburg musste man ehedem alljährlich einen schwarzen Hahn in die Bode werfen; unterliess man es, so ertrank in demselben Jahre einer. (Haupts Zeitschrift V. S. 378.) Wie hier der Hahn in Beziehung zur Unterwelt und Tod steht, so erscheint er anderwärts mit dem Leben der Natur in Verbindung, so dass sich abermals die mehrfach besprochenen Gegensätze ergeben. In der Gegend von Höxter und Minden und östlich bis zur Deister wird über dem Aerntekranz ein hölzerner Hahn befestigt. (Nordd. S. S. 398.) Und in Schweden herrschte bei den Landleuten der Brauch, einen Hahn auf die Spitze des Maibaums zu setzen, der zur Feier der Frühlingswiederkehr, des Erwachens der Natur aus dem allgemeinen Winterschlafe, von Germanen und Slaven errichtet wurde. In Indien ist der Maibaum der Bhavani (Venus Urania) also der zeugenden Göttin, gewidmet, an deren Stelle in Deutschland Nerthus oder ihre Tochter Freia getreten. Da sie Göttin der Liebe und Ehe ist, so spielt in der Mark bei Hochzeitsfeierlichkeiten auch der Brauthahn eine Hauptrolle. In Mähren bildet den Beschluss der Hochzeitsfeier das sogenannte Hahnköpfen. Ein stattlicher Hahn wird in einem Topfe so tief in die Erde gegraben, dass nur der Hals heraussteht. Mit verbundenen Augen und einem hölzernen Säbel in der Hand wird ein Bursche in den Kreis geführt, wo er sich Mühe giebt, dem Hahn den Kopf abzuhauen. So wird am Niederrhein am zweiten Kirmestage eine Gans geköpft, gewiss zu Ehren der altheidnischen Erndtegöttin.

Rosen zeigen aber auch den Tod an, was in unserer Sage die weisse Frau thut. Man hat die Sage, schreibt Harrys (Niedërs. S. Nr. 42) dass, wenn ein Domherr vom Dom zu Hildesheim sterben soll, am Morgen des dritten Tages vorher eine weisse Rose auf seinem Sitze liegt, zum Anzeichen, dass er sich zum Tode bereiten soll. Aehnliche Sagen sind über ganz Deutschland verbreitet. Bald ist es eine weisse, bald eine rothe Rose, die als Todesanzeichen dient. Ein Kind trägt eine Knospe heim, die ihm der Engel im Walde geschenkt hat; als die Rose verblüht, ist das Kind todt. (Kinderlegende Nr. 3.) Ein serbisches Volkslied lässt aus dem Leichnam der Jungfrau eine rothe Rose wachsen. (Vuk. I. Nr. 137.) Rose und Rebe wachsen auf Tristan und Isoldens Grab. Zu Ockley in Surrey ist es Sitte, auf den Gräbern von Jünglingen und Jungfrauen Rosen zu pflanzen. (Loanne New Curiosities of Literature II. p. 274.) In Griechenland wurden Rosen auf Grabsteinen angebracht. (Winkelmanns Werke Bd. II. S. 561.) Ein Volkslied bei Pröhle (Weltliche und geistliche Volkslieder S. 56) lautet:

Ich setzte mich nieder
In's grüne, grüne Gras;
Sieh', da lauert' ich auf meinen
Herztausenden Schass.

Ich lauerte so lange,
Bis mich es verdross,
Da fielen drei Rosen
Auf meinen kühlen Schoss.

Die Rosen die waren
Von Blut so roth:
Schätzchen schläfst du oder wachest du,
Oder bist du schon todt?

Ich schlafe ja nicht,
Ich schlummre ja nur.
Diesen Abgrund muss ich nieder,
Und muss scheiden von dieser Welt.

Auch hier sind die drei Rosen Anzeichen des nahe bevorstehenden Todes. Dornröschen ist im Märchen an die Stelle der Walküre Brunhilde getreten, die von Odins Schlafdorn gestochen, auf hohem Berge von einem wabernden Feuer umgeben, entschlummert war. (Heldens. S. 383.) J. Grimm hat in seiner Abhandlung über die Verbrennung der Leichen nachgewiesen, dass das Feuer ursprünglich nichts

anderes war, als das Feuer des Scheiterhaufens, das nach der Sitte der alten Völker zur Verbrennung der Leichen errichtet wurde.

In mehreren Orten, so zu Aarau in der Schweiz, wird der Friedhof Rosengarten genannt. An Vorhöfen der Kirchen (Paradies) die früher Friedhöfe waren, finden sich noch heute Rosengärten, (Simrocks Handb. S. 523) und der Rosenstock am Dome zu Hildesheim (Deutsche S. Nr. 457) wird eine uralt heilige Bedeutung gehabt haben. Laurins Rosengarten wie der grosse Rosengarten der Chrimhilde waren mit Seidenfäden gehegt, was symbolisch die Heiligkeit derselben ausdrückt Unverletzlich waren auch die Gräber. Kaiser Ludwig gründete den Kirchenbau zu Mariens Ehre, soweit der Schnee um den Rosenstock gefallen war, daraus entstand Hildesheim. (Deutsche S. Nr. 456) Kirchen, die Maria Schnee heissen und von denen ähnliche Sagen berichtet werden, finden sich mehrfach. (Baader 122.381.) Diese winterliche, Schnee sendende Hilde ist Frau Holla, die ja auch den Schnee verursacht, aber auch die leuchtende Bertha, die im Rosengarten oder auf dem Rosenberge weilt, wie Frau Venus im Hörselberge. Dieser Aufenthaltsort der Seligen wird eher ein Paradies als ein düsterer unfreundlicher Ort gewesen sein. Die Vangionen, deren Hauptstadt Worms war, leiten offenbar ihren Namen von goth. vaggs, althd. wanc, ags. vong, altnord. vangr ab, was heiliges Feld (Myth. S. 781) Wiese, gehegter Platz im Hain (Rechtsaltth. S. 499) aber auch, wie Ulfilas lehrt, (II. Cor. 12, 4) Paradies, Elysium bedeutet. Was den nordischen Völkern Walhalla, das war den Griechen Elysium; in Beide gelangten auserwählte Helden nach ihrem Tode. Althochdeutsche Uebersetzer des griech. vaggs behalten, wie uns J. Grimm belehrt, (Myth. S. 781) entweder paradisi bei, oder gebrauchen wunnigarto, wunnogarto; vgl. thaz wunnisame feld, after paradises wunnen, mittelhochdeutsch „der wunne garte.“ Hier ist also der Aufenthalt der Seligen als wonniger schöner Garten zu fassen. Das Wort Paradies soll denn auch, Grimm zufolge, ursprünglich Garten, Thiergarten, Park bedeuten. Demnach haben wir die Vangionen als Bewohner des Paradieses, des Elysiums, des Wonnegartens zu betrachten, und an eine mythische Vorstellung zu denken, die sich an Worms knüpfte und später auf das ganze Land übertragen wurde. In Worms befand sich Chrimhildens Rosengarten, der als irdisches Paradies geschildert wurde. (Heldens. S. 348.) Dieser Rosengarten wird mit dem heiligen Grabe der Frau Breide identisch sein. Die Helden schiffen zu ihm über, wie die Seelen Abgeschiedener über den Rhein nach

Speier, der deutschen Todtenstadt, geschifft werden. Bei den Griechen war die Asfodeloswiese eine schöne blumengeschmückte Au. Im Märchen (Nr. 24 bei Grimm) gelangen Kinder, die in den Brunnen fallen, durch grüne Wiesen in das Haus der Frau Holla. In einer Moselsage, die ich in Wolfs Zeitschrift (I. S. 192) mittheilte, sah eine Frau ihre verstorbene Schwester auf einer Wiese Blumen pflücken. Die Linde, die auch im grossen Rosengarten zu Worms stand, findet sich in vielen Burghöfen, in welchen weisse Frauen erscheinen. Unter einer Linde an einer Quelle wurde auch Siegfried erschlagen. Laurins Rosengarten, der auf einem hohen Berge lag, steht Rübezahls Rosengarten zur Seite. Im Fichtelgebirge liegt der Rosengarten und der Höllenberg nebeneinander. (W. Menzels Odin S. 265.) Rosengärten finden sich auch im Thüringerwalde und bei Komburg im Kocherthal (a. a. O.) Todtenwiesen kommen häufig vor.

Berg, Wiese, Garten und Au sind aber mythologisch eins. Die Glasberge der Sagen haben die Bedeutung der Walhalla (Odin S. 267) die in der Heldensage zum Rosengarten oder Rosenberg geworden ist. Die Erzählung von dem auf einem Berge in Tirol gelegenen Schlosse, in welchem alle Nacht ein Feuer brennt, das über die Mauer schlägt, (D. S. Nr. 281) erinnert an die Waberlohe der Brunhilde. Simrock stellt damit (Handbuch S. 224) den Glasberg zusammen. Die Waberlohe umgab die Unterwelt und auch der Glasberg war ein Seelenaufenthalt, ein Freudenort, ein wonniges Paradies, eine Freudenwiese, (Myth. S. 782) die mit den Rosenbergen und Rosengärten zusammenfallen, je nachdem man sie sich auf der Höhe oder in der Ebene gelegen denkt. Bertha von Rosenberg ist demnach die im Freuden- oder Rosengarten weilende Lebens- und Todesgöttin und wenn sie in einer andern Sage Beatrix, die an Glück reiche, genannt wird, so passt dieser Name durchaus für die grosse Lebensmutter, von der aller Segen, alles Glück und Wohlergehen ausströmte. Das Düstere und Schauerliche, was in späteren Zeiten dem Tode und der Unterwelt anklebte, war ihr ursprünglich nicht eigen, wie ja auch den alten Germanen das Sterben nichts anders war, als ein Ueberschiffen nach dem Rosengarten oder ein Besteigen des Rosenberges, wo ihnen Odins Wunschmädchen das goldene Methhorn credenzte.

II.

Die Sage vom Schwanenritter.

> Der Schwan, in seinem ganzen Wesen eine schöne Hieroglyphe der Natur, erscheint nur durch die Dichtung auf die mannigfaltigste Weise als Bild und Metamorphose, in eben jenen Urmythen vom Weltei, von der Schöpfung aus und auf dem Wasser, durch den Ton, Wort (oder Sang) und Geist, und von dem durch Gesang und Weissagen (Wisser) bestimmten, gesponnenen und gewobenen Geschicke der Welt und der Menschen.
>
> v. d. Hagen, Schwanensage S. 516.

Die ältesten Chronisten von Cleve berichten, um das Jahr 700 nach Christi Geburt lebte Theodoricus Ursinus, Vogt von Cleve und Nymwegen, der aus dem altrömischen Geschlechte der Ursinus abstammte, die zur Zeit des Julius Cäsar nach dem Niederrheine kamen und die Burg zu Cleve gründeten. Theodoricus hinterliess eine einzige Tochter Beatrix, die sich mit Elias Greil, dem Ritter vom Schwane vermählte, welcher der Stammvater der Grafen von Cleve wurde. Nach ihrem Tode, heisst es weiter, erschien Beatrix, mit schneeweissem Gewande angethan und einem Schlüsselbund zur Seite, viele Jahrhunderte lang den Bewohnern des Schlosses als Verkündigerin wichtiger Ereignisse. Mit diesen Worten fasst Dr. Joh. Schneider zu Emmerich in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (XXII. S. 13) die beiden Sagen vom Schwanenritter und seiner Gemahlin zusammen. Fr. Char (Geschichte des Herzogthums Cleve S. 46) erzählt sie in gleicher Weise, nur mit dem Zufügen, Beatrix zeige sich auch in dem Schlosse zu Berlin, als treue Wärterin für das Wohl ihrer erhabenen Nachkommen, alle Haupt-Familienereignisse freudiger oder trauriger Art verkündend. Und endlich berichtet Stein (Westph. Sagen II. S. 144) man habe die weisse Frau in Cleve zum letztenmale gesehen, als sie den Tod der Königin Luise verkündigte. Drei Nächte wandelte sie vom Schwanenthurm in das Schloss zu Cleve und durch alle Gänge desselben, in weiten weissen Gewändern, still und langsam und in der tiefsten Trauer. Am vierten Tage war die edelste Frau verschieden. Dieses die Sagen, wie sie noch heute im Volksmunde leben. Sehen wir uns nun nach den ältesten Quellen um.

Zuerst erscheint die Sage vom Schwanenritter, wenn auch in etwas unbestimmter Gestalt, im Spec. Nat. 2, 127 des Vincentius Bellova-

censis, der sie einer, dem 12. oder 13. Jahrhundert angehörigen und verloren gegangenen Weltgeschichte des Helinandus*) entnommen hatte. „Im Bisthum Cölln," heisst es, ist ein weitberühmter herrlicher Pallast über den Rhein hinausgebaut, Juvamen genannt, in welchem, als vor Zeiten viel grosse Fürsten und Herren beisammen waren, ist unversehens ein Schifflein dahergefahren, das ein Schwan zog mit einer Silberkette am Hals. Aus diesem Schifflein ist ein neuer, männiglich unbekannter Kriegsmann ans Land gestiegen, und darauf der Schwan wieder weggeschwommen. Dieser Ritter nahm sich da eine Frau und zeugte Kinder mit ihr; als er aber einst in seinem Schlosse den Schwan sammt Schifflein sah den Rhein herunterkommen, sprang er plötzlich hinein und man sah ihn nimmer wieder. Seine Nachkommen sind aber noch vorhanden, und im Schlosse zu Cleve ist noch ein Schwanenthurm zum Gedächtniss dieser Begebenheit." Ausführlicher berichten die Sagen Gerhard van der Schueren,**) und Jan Veldenaer.***)

Bei ihnen ist Beatrix Tochter Dietrichs von Cleve, aus dem Geschlechte der Ursinen. Diese sass eines Tages in ihrer Burg zu Nymwegen am Fenster, trauernd über den Tod ihres Vaters, als sie in der Ferne einen weissen Schwan gewahrte, der an goldener Kette ein Schifflein zog, worin ein schöner junger Mann sass. In der Hand hielt er ein vergoldetes Schwert, und an der Hüfte hing ein glänzendes Jagdhorn, an dem Finger trug er einen köstlichen Ring und vor sich hielt er einen goldenen Schild mit einem silbernen Inschilde und mit acht goldenen Sceptern, die sich durchkreuzten. Langsam rudert der Schwan der Burg zu, und am Ufer bittet der Jüngling die Fürstin um Gehör, diese wird von dem Anblick des schönen starken Mannes wunderbar ergriffen. Sie nahm ihn wohl auf und er säuberte bald das Land von ihren Feinden. Als Lohn dafür wird ihm ihre Hand zu Theil, wobei er aber die Bedingung stellt, dass sie nie nach seinem Stande und Herkommen forsche. Er nannte sich Elias Grail, sei ritterbürtig und müsse sie verlassen, sobald sie ihn nach seiner Heimath frage. Zwei und zwanzig Jahre lebte sie in glücklicher Ehe und drei Söhne waren die Frucht ihrer Verbindung. Dem ältesten, Theodorich, gab

*) Helinandi frigidi Montis Monachi Ord. Cisterc. Chronicorum Libri 45—49. Apud Teissier t. VII Biblioth. Cisterciens. p. 75.

**) Gert van der Schueren Chron. van Cleve und Mark, ed. Tross (Hamm 1824) S. 76.

***) Jean Veldenaer Fascicul. temporum (Utrecht 1480) Bl. 322).

er seinen Schild und sein goldenes Schwert, dem zweiten, Gottfried, gab er sein Horn und dem dritten, Conrad, seinen Ring. Als aber Beatrix einst in traulicher Stunde das Geheimniss seiner Geburt zu wissen begehrte, verschwand er und sie sah ihn nie wieder.*) Teschenmacher fügt noch hinzu, Helias habe den Beinamen vom Graele geführt, weil er aus dem sogenannten irdischen Paradiese gekommen sei.

In altdeutschen Gedichten**) heisst der Schwanenritter Lohengrin und die Herzogin von Brabant und Limburg Else, deren Erbe zu behaupten, Lohengrin ausgesandt wird. Auf einem Schiffe führt ihn ein Schwan nach Antwerpen. Dort offenbart sich der Schwan in Engelsgestalt dem frommen Abt Gundemar aus Engelland. In dem vom Kaiser Heinrich dem Vogler gesetzten Zweikampfe besiegt Lohengrin den Friedrich von Telramunt, der in Schweden einen Lindwurm getödtet hatte. Er vermählt sich mit der Herzogin, macht aber zur Bedingung, dass sie nie nach seiner Herkunft fragen dürfe. Als sie dennoch sich von ihrer Neugierde hinreissen lässt, erscheint der Schwan mit dem Schiffe und Lohengrin verschwindet für immer, Ring, Schwert und Horn der Gattin und den Kindern hinterlassend. Parzivals Sohn kehrt wieder zurück, des heil. Grals zu pflegen. Im jüngeren Titurel kommt Lohengrin aber zu der schönen Belaye von Lyzaborin (Lützelburg oder Luxemburg), gewinnt sie zur Gattin und gibt Luxemburg seinen Namen.

In dem Gedichte vom Schwanenritter des Konrad von Würzburg***) ist Beatrix Tochter des Herzogs Gottfried von Brabant und schöne Erbin von Cleve. Ein namenloser Ritter, dessen Schiff ein Schwan an silberner Kette nach Nymwegen zieht, vertheidigt sie gegen ihren Oheim, der Anspruch auf das Erbe macht, und heirathet sie dann. Auf ihre Frage nach seiner Herkunft verschwindet er. Lässt Conrad von Würzburg den Zweikampf im Angesicht Karls des Grossen

*) Vgl. Steph. Vinand Pighius: Hercules prodicius s. principis juventutis vita et peregrinatio. Colon. 1609, 8. pag. 31. Wernh. Teschenmacher annal. Cliviae, Juliae, Montiae 1638 fol p. 104

**) Man sehe den Schluss des Parcival sowie Lohengrin, herausgegeben von Görres, Heidelberg 1813. Ebenso Büschings Nachrichten 3, 353; Lucas, über den Wartburgkrieg. Königsberg 1838. S 211—255. Goedeke, Dichtung des Mittelalters S. 774 Wolf N. S. Nr 61.

***) Von W. Grimm 1815 in den altdeutschen Wäldern (3. 49—96) herausgegeben. Vergl. Wolf N. S. Nr. 62. Grimm D. S. II. S. 312.

vollzogen werden, so führt eine andere Fassung die Erzählung vom Schwanenritter in den Sagenkreis Karls des Grossen ein. Das dänische Volksbuch von Karl dem Grossen, im 15. Jahrhundert von Christen Pedersen, aus dem Isländischen übertragen,*) lässt das Schwanenschiff am seidenen Bande einen fremden, der Sprache unkundigen Ritter auf dem Rheine zu Karls Burg führen. Auf einer Schrift, die ihm am Halse hing, stand geschrieben: „Hier ist gekommen Gerard Swan und soll des Kaisers Diener sein." Karl gab ihm seine Schwester Elise (Else) zur Frau, ernannte ihn zum Herzog und schenkte ihm das Land Ardena. Wir übergehen die in Belgien vorkommende Verbindung der Sage mit Julius Cäsar, und wenden uns zu jener Fassung, die ihre Ranken um die Heldengestalt Gottfrieds von Bouillon schlingt und in einer Menge von Gedichten, Volksbüchern und Romanen enthalten ist.**) Oriant, Sohn des Königs Pieron de l'Isle forte und der Matabrune, findet auf der Hirschjagd die schöne Beatrix, mit der er sich vermählt. In seiner Abwesenheit bringt Beatrix sieben Kinder zur Welt, worunter eine Tochter, die sämmtlich eine *Goldkette* um den Hals trugen. Die böse Schwiegermutter schiebt aus Hass sieben neugeborne Hunde unter, und befiehlt, die Kinder zu ertränken, weil nach einer Weissagung sie durch diese Todes sterben soll. Der Diener aber trägt sie zu einem Einsiedler, der sie mit Hülfe einer gottgesendeten weissen Rehkuh erzieht. Nach sieben Jahren erfährt Matabrune, die böse Schwiegermutter, von sieben Kindern im Walde und erräth sogleich, was das für welche sein können. Sie schickt nochmals den Diener ab, sie zu tödten und ihr ein Zeichen mitzubringen. Unterwegs erbarmt sich sein Herz; das älteste Kind, Namens Helias, ist gerade mit dem Einsiedler ausgegangen; den sechs andern beschliesst, er bloss die Halsringe wegzunehmen und sie als Wahrzeichen zu überliefern. Allein, kaum löst er einen Ring vom Hals, so wird das Kind ein schneeweisser Schwan und entflieht in einen Weiher. Der Jäger bringt nun die sechs Halsringe und will den siebenten verloren haben. Alsbald lässt die alte Hexe einen Goldschmied rufen und heisst ihn, die Ringe in einen Klumpen zu schmieden. Aber dem Schmied wächst das Schwanengold unter der Hand, so dass

*) Görres Lohengrin Vor. LXXIII. v. d. Hagen, Schwanensage S. 539 Grimm, D. S. 539. Bei v. d. Hagen die ältesten Quellen.

**) Die Angabe der Literatur bei v. d. Hagen, Schwanensage, S. 557 ff. Vgl: auch Lohengrin von Görres S. LXXVI. Leo Beovulf S. 25, nach den Altdeutschen Blättern von Haupt und Hoffmann, I. S. 128 ff

ein einziger Ring schon eine grössere Goldstange giebt, als man von den sechsen erwarten konnte, ja er behält noch von dem ersten etwas übrig, das er, sowie die fünf andern aufhebt, die Stange aber der alten Königin überliefert. Helias verreist und sucht seine Geschwister, endlich naht er sich dem Weiher, da schwimmen die Schwäne herum und liebkosen. Nun füttert er die Thiere und die Unschuld der jungen Königin wird offenbar. Der Mordknecht bekennt, der Goldschmied liefert die Ringe aus. Die Schwäne kommen von selbst auf den Fluss am Königsgarten geschwommen. Alsobald legt man ihnen die Ringe an und fünf Schwäne verwandeln sich in vier Prinzen und eine Prinzessin, der übrig bleibende Schwan wegen des verschmiedeten Goldes kann keine menschliche Gestalt erhalten, und ist sehr betrübt. Oft besucht er seine Geschwister und geht dann in den Schwanenweiher zurück. Eines Tages kommt er vor einem wunderschönen Schiffe hergeschwommen; unbekannte Leute sitzen darauf, er ruft seinen Bruder Helias durch Geschrei und scheint ihn in das Schiff einzuladen. Dieser versteht, nimmt Abschied und erhält von Oriant ein wunderbar tönendes Horn mit, das von jeher bei dem Geschlecht gewesen war. Der Schwan leitet durch die Wässer und nach und nach in einen grossen Fluss, mittelst dessen sie endlich in der Stadt Nimaye (Nymwegen) landen, allwo Kaiser Otto Hof hält. Eben hat ein Graf von Franquebourg die verwittwete Herzogin von Bouillon angeklagt, dass ihre Tochter unehlich und das Land ihm zugefallen. Helias wird ihr Kämpfer, siegt und bekommt die schöne Clarisse, mit der er Hochzeit hält, seine Herkunft aber nicht entdeckt. Beide ziehen darauf in die Hauptstadt Bouillon ins Ardenerland. Clarisse gebiert nach einem Jahre Ydaia, eine Tochter, ausserdem aber zeugen sie keine Kinder mehr Oftmals aber liegt sie den Helias an, ihr seinen Stand zu enthüllen; er gebot ihr, es nie mehr zu berühren. Sieben Jahre zähmte sie die Neugier, endlich aber in einer Nacht kann sie nicht länger und dringt heftig mit Fragen. Da erklärt er ihr traurig, dass er folgenden Tags scheiden müsse. Nichts, nicht ihre noch Idas Klagen vermögen ihn zu halten. Des Morgens fuhr er im Schwanenschiff schnell fort in seine Heimath. Durch nichts ist Helias zur Rückkehr zu bewegen und wird Einsiedler.*)

In dieser Sage sind die Grundzüge der Erzählung vom Schwanenritter enthalten, nur mit andern mythischen Zügen vermehrt, die

*) Görres a. a. O.

für uns von grosser Wichtigkeit sind. Die Namen Beatrix und Else wechseln; Letzterer scheint aber der Ursprüngliche zu sein. Wenn Lohengrin mit seiner Else nach Luxemburg zieht, so finden wir dort die schon besprochene Melusine oder Else. Das Land Ardena trug seinen Namen von dem Gebirge, die Ardennen, die das belgische und deutsche Luxemburg durchziehen. Karl der Grosse hatte 10,000 gefangene Sachsen von der Weser nach Luxemburg schaffen lassen und noch heute zeigt der Dialect des Landvolks Uebereinstimmung mit dem sächsischen. Ein Theil der Ardennen und der Eifel führte den Namen Osning oder Asenwald. Bei Detmold im Teutoburger Walde, sowie bei Osnabrück, also im alten Sachsenlande, kommt derselbe Name vor. (Simrock Rheinland. III. Aufl. S. 304.) In Lothringen, das von Lohengrin den Namen haben soll, finden wir folgende Sage: „Zwischen Nancy und Lunestadt (Luneville) herrschte der letzte Graf von Orgewiler. Er hatte keine Schwertmagen mehr und vertheilte auf dem Todtbette seine Länder unter seine drei Töchter und Schwiegersöhne. Die älteste Tochter hatte Simon von Bestein, die mittlere Herr von Crouy und die jüngste ein deutscher Rheingraf geheirathet. Ausser den Herrschaften theilte er noch seinen Erben drei Geschenke aus, der ältesten Tochter einen Streichlöffel (Streichmaass), der mittleren einen Trinkbecher und der dritten einen Kleinodring, mit der Vermahnung, dass sie und ihre Nachkömmlinge diese Stücke sorgfältig aufheben sollten, so würden ihre Häuser beständig glücklich sein. Die Sage, wie der Graf diese Stücke bekommen, erzählt der Marschall von Bassompierre, Urenkel des Simon selbst: der Graf war vermählt, hatte aber noch eine geheime Liebschaft mit einer wunderbar schönen Frau, die wöchentlich alle Mondtage in ein Sommerhaus des Gartens zu ihm kam. Lange blieb dieser Handel seiner Gemahlin verborgen, wenn er sich entfernte, bildete er ihr ein, dass er des Nachts in den Wald auf den Anstand ginge. Aber nach ein paar Jahren schöpfte die Gräfin Verdacht und trachtete, die rechte Wahrheit zu erfahren. Eines Sommermorgens früh schlich sie ihm nach und kam in die Sommerlaube. Da sah sie ihren Gemahl schlafen in den Armen eines wunderschönen Frauenbildes, weil sie aber beide so sanft schliefen, wollte sie sie nicht wecken, sondern nahm ihren Schleier vom Haupte und breitete ihn über der Schlafenden Füsse. Als die schöne Buhlerin erwachte und des Schleiers inneward, that sie einen hellen Schrei, hub an jämmerlich zu klagen und sagte: „hinfüro, mein Liebster, sehen wir uns nimmermehr wieder, nun muss

ich hundert Meilen weit weg und abgesondert von dir leben.“ Damit verliess sie den Grafen, verehrte ihm aber vorher noch obgemeldete drei Gaben für seine drei Töchter.“*)

Dass die Geliebte des Grafen ein göttliches Wesen, gleich der Melusine und der Geliebten des Stauffenbergers gewesen, bedarf wohl keiner nähern Begründung. An die Stelle des Schwertes ist das Streichmaass getreten. Wir finden also hier dieselben Gaben, die der Schwanenritter seinen Kindern hinterlässt. Weisse Frauen und Elbinnen besitzen Trinkhörner; (Myth. 391, 392) Kleinode der Elber bringen dem Haus und den Nachkommen der Menschen Glück. (das. S. 426.) Schwert, Ring und Becher kommen gewöhnlich als elbische Gaben vor. Die schottische Ueberlieferung erzählt: Wer sich einem Gastmahl der Feen nähern, ihnen Trinkbecher oder Trinkhorn wegnehmen und durch einen fliessenden Strom unverschüttet tragen kann, für den wird es ein Füllhorn des Glücks sein. (das. S. 1228.) Dieses Füllhorn des Glücks besass auch die Göttin Nehalennia, welche den Sterblichen Fruchtbarkeit verlieh; zu Ehren Sct. Gertruds, die ihr vielfach entspricht, wurde Gertrudenminne aus einem, wie ein Schiff geformten Glase getrunken. (Wolfs Beiträge I. S. 151) Den Ring brachten wir schon in Beziehung zur Fruchtbarkeit der Erde und das Streichmaass, das bei Getreidezehnten gebraucht wurde, steht gleichfalls damit in Verbindung. In Persien, Medien, Syrien und Aegypten war der Becher ein Symbol der Nahrung für Leib und Seele. Fortuna trug ein Füllhorn und die Nymphe Amaltheia besass ein Stierhorn, welches Speise und Trank, wie man nur wünschte, in Fülle gab. Die germanische Folla, Fulla, beweist durch ihren Namen, dass sie die Fülle des Segens und des Glücks spendet, wie Beatrix oder Else, aber auch wie Nerthus und Freia. Eine Sage aus Lothringen berichtet: Bei Wiesweiler im Walde ist ein Weiher, Tiefpfuhl genannt. Vor Zeiten stieg Nachts ein Wagen, mit vier weissen Pferden bespannt, aus dem Weiher und fuhr auf der Wiese umher. In der Kutsche sass eine Dame, die auf Erlösung harrte. Oft ist es vorgekommen, dass sich Leute auf die Pferde setzten und dann mit im Weiher verschwanden, wohin der Wagen zurückkehrte. (Mein Moselthal S. 22) Hier haben wir eine Erinnerung an den Wagen der Göttin Nerthus, der Erdenmutter. In frühern Zeiten zog alle zwei Jahre von der nun zerstörten Sct. Georgskirche in Metz aus eine Pro-

*) Grimm D. S. Nr. 70.

zession, die Metzer Jungfrau genannt. Ein junges Mädchen ritt einen schwarz-weissen Zelter, der von einem Sct. Georgsritter geführt wurde. Es soll dies eine Versinnbildlichung der Stadt sein, die eine Jungfrau im Wappen trägt, obgleich der Grund dieses Aufzuges in der uralten Verehrung einer heidnischen Göttin zu suchen ist. In Metz zündete man auch jedes Jahr am 25. Juni das Johannisfeuer auf der Esplanade an, wobei sechs Katzen auf dem Holzstosse mit verbrannt wurden. Diese sollen der Göttin geweiht gewesen sein, welche die Metzer vor der Ankunft des heil. Clemens verehrten. Dass die Katzen der Freia heilig waren, ist bekannt. Der in Lothringen, an der Saar und in der Eifel vorkommende Brauch des Lehnausrufens ist schon anderwärts besprochen worden. (Anhang Nr. III.) Sct. Clemens, der erste Heidenbekehrer in Lothringen, tödtete in Metz einen Drachen. Zur Erinnerung daran wurde alljährlich ein riesiges Drachenbild, Grauilli genannt, durch die Strassen geführt, wobei es Herkommen war, dass die Bäcker Brote in den weitaufgesperrten Rachen werfen mussten, die den Armen der Stadt zu Gute kamen.*) Weist dieses Fest auf eine Verehrung des Himmelsgottes zurück, der wie Siegfried und Sct. Georg ein Drachenbesieger war, so spricht das andere für eine Verehrung der Erdengöttin.

An Metz, das in der deutschen Heldensage eine bedeutende Rolle spielt, knüpft sich auch die Sage von der treuen Frau, der ihr Mann beim Scheiden ein Hemd von wunderbarer Eigenschaft verehrte.**) Bei Wolf (Hessische S. Nr. 238) heisst die Frau Else. Offenbar hat auch diese Sage mythischen Grund und es wäre möglich, dass dem grauen Wolken- oder Nebelmantel Odins, der sich im grauen Rocke Orendels, ja sogar in der Tarnkappe der Nibelungen wiederfindet, ein grauer Mantel der obersten Göttin zur Seite stände. In dem Gedichte „Wolfdieterich und Saben“ bei Kaspar von der Roen kommt auch ein Hemde vor. Hugdieterich, der Griechenland und Dänemark, Hunnenland und Polen bezwungen, herrschte gewaltig in Con-

*) Die Nachweisungen in meinem Moselthal (Leipzig bei Brockhaus 1855.) S. 8. ff.

**) Grimm D S. Nr. 531. Alex. von Metz und seine Frau Florentina. Flämmisches Volksbuch. Mone, Nierderl. Volkslit. S. 64. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein S. 586. Uhland, Alte Hoch- und Niederd. Volksl. S. 784. Körner, Volksl. S. 49. J. W. Wolf, Hess. S. Nr. 238. Dessen Hausmärchen S. 98 f. und Burg Tannenberg S. 33. Fischart, Geschichtskl. C. 5. S. 73. Goedeke, Dichtung des Mittelalters S. 569.

stantinopel. Mit seinem Weibe, Potelungs Schwester, hatte er drei Söhne, die ihrer Schönheit wegen alle Dietrich genannt wurden. Ehe sie den dritten gebar, wusste Niemand, dass sie schwanger war. Da musste der König auf eine Heerfahrt. Auf Peuthungs Rath befahl er Land und Leute in Sabens Hand. Als der König fortgezogen, warb der untreue Saben um die Königin, die ihn abwies. Als der König ein Jahr fort war, gebar die Königin einen schönen Sohn. Obwohl eine Heidin, glaubte sie doch an Gott. Eine Stimme gebot ihr, das Kind in den Wald zu tragen und taufen zu lassen. Heimlich brachte sie es einem Einsiedel, der es ins Wasser tauchte, auf dem helle, nur ihm sichtbare Lichtlein erglänzten. Er taufte es in einem Hemde und sprach: „das Hemd dünkt dich gering, aber wie gross es auch wird, es ist ihm immer gerecht und schützt ihn vor Hieb und Stich im Kampfe; Feuer und Wasser schaden ihm nicht. Er wird vor Gott fünfzig Jahre alt und mit jedem Jahre nimmt er eines Mannes Stärke zu."

Wie in dieser Erzählung die Königin, so wird die treue Frau von Metz, ferner die Genovefa im lothringischen Trier fälschlich der Untreue beschuldigt. In der Sage vom Schwanenritter ist es der Hass der Schwiegermutter, hier der Hass des Buhlen, der die Verfolgung herbeiführt. Als Freia nach dem Odur suchte, führte sie, ihrem buhlerischen Charakter gemäss, den Namen Hörn, also Meretrix, wie die Mutter der Welfen oft genannt wurde. In der Genovefasage wie in der oben mitgetheilten Erzählung ist nur ein Kind übrig geblieben, während in der Sage vom Schwanenritter sieben, in der Sage von den Rüden von Collenberg (Bechstein D. S. Nr. 800) sogar zwölf vorkommen, die ins Wasser geworfen werden. In einer Niederländischen Sage (Wolf N. S. Nr. 56) bringt eine Mutter 365 Kinder zur Welt, angeblich aus Strafe für ihren Zweifel an der ehelichen Treue einer Bettlerin. Die vielen Kinder deuten aber nur die Fülle, die Lebenskraft und Fruchtbarkeit der Mutter an. Diese Fruchtbarkeit war eine Gabe der Freia, die ja den Ehen vorstand und als grosse Erdenmutter auftritt.

Leo hat schon (Beovulf S. 30) gezeigt, dass die Sage vom Schwanenritter sich über den ganzen Bereich des Riflandes und des alten salischen Frankenlandes verbreitet hat. Wir haben das hunische Land am Niederrhein, wo suevische Chatten wohnten, nachgewiesen. Hessen und Schwaben werden aber die blinden genannt. Das führt uns auf eine diesen Völkern mit den Baiern ge-

meinsame Ursage. Die skirische Genealogie verbindet Edica Wulf und Odovacar, die suevische Wolf (oder Welf) und Eticho. (Grimm Gesch. der deutschen Sprache S. 327.) Edica, Eticho sind aber, Grimm zufolge, ein alter Ausdruck für Heisshunger und der Hunger kann als Hund gedacht worden sein. Ist das hunische Land das Fremde, Ferne, die Unterwelt, die alles Lebende verschlingt und heisshungrig wie ein Hund immer neue Nahrung verlangt, so begreifen wir, warum die Abkömmlinge von jenem sagenberühmten Hun (hun= Hund. Grimms Grammatik, 2, 462) sich Welfe, junge Hunde, aber auch junge Wölfe nennen konnten. Alle Walen (Völer) stammen, sagt das Hyndlulied, von Widholfr, dem Waldwolfe ab, der ein Sinnbild des Todes oder der Unterwelt ist. „Wolfdietrichs Name findet die Nebenbedeutung, dass er als neugeborenes Kind von einem Wolf in den Wald getragen wird. (Grimm Gesch. d. d. Spr. S. 395.) Siegfried, der Sohn Sisilias, und auch der Sohn Genovefas werden im Walde geboren. Beide säugt eine Hinde, die zur Unterwelt weist. (Simrock Bertha S. 90.) Im Walde jagte ein junger Edeling mit Hunden, die eine weisse Hinde auftrieben. Diese führte den Ritter ans Wasser zu dem Wünschelweib, der Mutter des Schwanenritters. (Leo Beovulf S. 25.) Im Walde wohnt aber auch der Einsiedler, oder der weise Meister, der den Knaben erzieht. Im Walde beim Schmied Mime lernt Siegfried schmieden. (Heldens. S. 75.) Und wenn Eticho Heisshunger ist, so verstehen wir auch die Sage, der Welfenherzog Eticho sei mit zwölf Mannen in den Berg gegangen. (Pers Mon. VI. 761.) Grade so geht in der Sage Harald des Schönhaarigen c. 8. König Herlung in den Berg. Und in der Ynglingasage c. 12 wird von dem vermenschlichten Freiar berichtet, er sei im Grabhügel beigesetzt worden, als ob er lebe.*) Auf den Welfen Eticho muss sich eine alte Kunde von einer Herrschaft seines Ahnen über das Reich der Unterwelt und des Todes übertragen haben. Bei seinem Sohne Heinrich finden wir den Gegensatz, die Einwirkung auf das Leben, die Freir gleichfalls zustand. Heinrich nahm vom Kaiser so viel Land zum Lehen, als er mit einem goldenen Wagen umfahren oder nach anderer Sage mit einem goldenen Pfluge umziehen konnte. (Grimm D. S. II. Nr. 239). Das erinnert an den Wagen des Freir, aber auch der Nerthus, den Wagen, Schiff oder Pflug der Holda,

*) In den Berg, in den Hügel gehen, heisst seitdem sterben. (Simrocks Handbuch S. 366)

Berchta, Isis und Nehalennia zur Seite stehen. Alexander von Metz geht auch im Pfluge. In der Edda bemerkt Thor:

Du gibst den Gräbern
Zu guten Namen,
Wenn du sie Wälder-
Wohnungen nennst.

(Simrocks Edda S. 44 Bertha S. 73.) Wir glauben also nicht zu irren, wenn wir annehmen, dass sich der Name der Welfen von ihrer Beziehung zur Unterwelt herleitet.*) Alles Glück und aller Segen ist durch die Fruchtbarkeit des Welfengeschlechtes, sinnbildlich durch die vielen Kinder oder die jungen Hunde, ausgedrückt. Dass diese bei der Geburt blind sind, veranlasste bei Schwaben und Hessen den Beinamen Blinde. Vielleicht hat dieser auch eine tiefere Beziehung. Bei Panzer (Beitrag I. 274) ist eine der drei Schwestern blind, so dass sie bei der Theilung des Schatzes von den beiden andern Schwestern betrogen wird. Am Dome zu Worms steht eine Jungfrau mit verbundenen Augen, Schild und zerbrochener Lanze, offenbar eine Walkyre, wie Panzer (S. 348) meint. In der Kirche des Pfarrorts Auw an der Kyll sieht man ein Bildniss, drei auf einem Esel sitzende Jungfrauen, deren mittlere die Augen verbunden hat. „Neugriechen, sagt Grimm (deutsche Myth. S. 1136) denken sich die Pest als blinde Frau.“ Wuotan, der Herr des Lebens und des Todes, besass das Ross Sleipnir und die Todesgöttin Hel ritt zur Zeit der Pest auf einem dreibeinigen Pferde um. Damit hängt jene abergläubische Sitte zusammen, auf neuen Kirchhöfen, bevor man menschliche Leichen einsenkte, ein lebendes Pferd zu begraben. Wuotan Ross zu Ehren wurde nach der Erndte ein Büschel Roggen stehen gelassen, damit es im künftigen Jahre mit erneuter Gunst wiederkehre. Eines blinden Rosses Hufschlag entlockt bei Walburg und an der Osterbirg dem Boden die Quelle. (Panzer I. S. 347.) Das thut in andern Sagen Wuotan oder Kaiser Karls Ross. Das Ross der Metzer Jungfrau ist halb weiss, halb schwarz, wie viele Frauen, die auf Bergen, Schätze hütend, erscheinen. Auch die Walküren, Odins Todwählerinnen, erscheinen zu Rosse. Nun vermuthet Panzer (a. a. O. S.

*) Die Sage von der Entstehung des Namens der Welfen knüpft sich sowohl an die Familie der Karolinger, der baierischen oder braunschweigischen als auch der hohenzollernschen Herzöge. (Grässe, Sagenkreis des Mittelalters S. 74. Pauli, Allgem. preuss. Staatsgesch. Bd. II. S. 7— 10. Crusius Suev. dodec. Ann. I. p. 387.)

361) die Jungfrau mit verbundenen Augen habe durch blossen Blick, ohne alle leibliche Berührung, bezaubern, Schrecken erregen, verderben gekonnt. Sie hatte üble Augen (Grimm, Myth. S. 1053), welche geschlossen, verbunden sein mussten, um nicht zu schaden. In Gudrun I. 25 springt der Brunhilde bei dem Anblick von Sigurds Leiche Feuer aus den Augen. Guthorm fürchtet sich vor den blitzenden Augen Sigurds (Heldens. S. 35), und die Völsungensage berichtet (Kap. 29): Wenige konnten es ertragen, dem Sigurd in die scharfen Augen zu sehen. Die Hunen oder Welfen werden also die blinden genannt worden sein, weil die Sterblichen ihre, wie bei den Völsungen leuchtenden Augen, nicht ertragen konnten.

Als Irmentrut, Gemahlin des Grafen Isenbart zu Altorf und Ravensburg in Schwaben, erfuhr, dass ein armes Weib drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, rief sie aus: „Es ist unmöglich, dass dies Weib drei Kinder von einem Manne haben könne ohne Ehebruch.“ Das nächste Jahr gebar die Gräfin selbst zwölf Knaben. Zitternd und zagend, dass man sie nun auch als Ehebrecherin betrachten werde, befahl sie, elf Knaben in den nahen Bach zu tragen und zu ersäufen. Als die Kellnerin dem Gebote nachkommen wollte, begegnete ihr der Graf, der sie fragte, was sie da trüge. Es sind Welfe oder junge Hündlein, war die Antwort. Der Graf wollte sie sehen, und als er die Kinder erblickte, zwang er die Alte zum Geständniss, dass die Kinder seiner Gemahlin zuständen, und aus welcher Ursache sie hätten umgebracht werden sollen. Isenbart befahl, die Welfen einem reichen Müller der Gegend zu bringen, welcher sie aufziehen sollte, und gebot der Kellnerin, seiner Frau zu sagen, ihr Befehl sei vollzogen worden. Sechs Jahre später liess der Graf die elf Knaben adelig geputzt in sein Schloss kommen, wo sie dann dem Zwölften an Farbe, Gestalt, Grösse und Gliedern völlig gleich waren, so dass man sehen konnte, dass sie von einem Vater und einer Mutter herrührten. Unterdessen stand der Graf auf und frug feierlich die ganze Versammlung, was doch ein Weib, die so herrlicher Knaben elfe umbringen wollte, für einen Tod verschulde. Machtlos und ohnmächtig sank die Gräfin bei diesen Worten hin, auf das Fürbitten des Freundes verzieh ihr der Graf, nannte sich aber von nun an Graf zu Welfen und seinen Stamm den Welfenstamm. (Grimms d. S. II. S. 233. Crusius, Schwäb. Chronik I. 286).

Wir haben hier wieder dieselbe Sage, wie beim Schwanenritter in der Fassung, die an das Geschlecht der Grafen von Bouillon an-

knüpft. Hier wie dort die Furcht der Mutter, als Ehebrecherin zu gelten, während sie in andern direct des Ehebruchs beschuldigt wird. Merkwürdigerweise findet sich die Sage vom Schwanenritter auch in Baiern, aber ohne Namen und zwar an der Burg Hohenschwangau haftend, auf der einst Welfen, Staufen und Schyren hausten. Die Sage bei Schöppner, (Baier Sagenb. Nr. 478) stimmt mit jener von Cleve, wie sie Gert von der Schueren erzählt, überein. Baiern, Franken, Schwaben und Hessen besassen dieselbe Sage und im baierischen Frankenlande wie im alten Lande der Chattuarier begegnen uns ihre Spuren, unvergänglichen Epheuranken gleich, die sich an einen gewaltigen Thurm heften. Was die Sage von den Schwanenkindern enthält, steht mit dem Schwanenritter zu Cleve in innigster Verbindung. Ueberall ist ein aus dem Wasser gekommener Stammheld der Kern der Sage; (Leo S. 34) der Wald und der Berg vertreten nur das Wasser, den Urquell alles Lebens, wie die jungen Welfen oder Hunde auch wieder durch die im Wasser lebenden Kinder mit den Schwanenringen ersetzt werden. Beide sind mythologisch eins. Auch bei den Longobarden ist der Stammvater des Königshauses ein mit mehreren Brüdern ins Wasser Geworfener, dessen Mutter als meretrix gilt.

Die Sage, Beatrix von Cleve sei als weisse Frau erschienen, wird schon von Joh. Kayser in seinem Parnassus Clivensis (1698 — 1704) eine „alte Tradition“ genannt, die bloss im Munde des Volkes erhalten wurde. Abgesehen davon, dass auch die weisse Frau von Orlamünde Beatrix genannt wird, so erhellt schon aus dem Vorhergehenden genügend, dass auch die Tochter Thedorichs Ursinus mit Freia, also mit Holda und Berchta und wie die verschiedenen deutschen Stämme die eine grosse Erden- und Lebensmutter nennen mochten, identisch ist. Das Wappen des Ursinus, ein goldener Schild mit einer rothen Rose, weisst auf Bertha von Rosenberg zurück. Theodorich oder Dietrich Ursinus ist aber zu deutsch, Dietrich der Bär. Im Geldrischen herrschte der Glaube, Derk mit dem Beer ziehe in der Christnacht um. (Myth. S. 368.) Simrock führt ihn auf Freir, den Gemahl und Bruder der Freia zurück. (Handbuch S. 368.) Da bei den Wanen die Geschwisterehen üblich waren, so müssen wir auch hier an eine solche denken und den Schwanenritter als Bruder und Gatten der Beatrix oder Else auffassen. Er kam aus dem Todtenlande, d. h. er stieg im Frühling aus der Unterwelt, um sich mit der strahlenden Frühlingsgöttin zu vermählen und kehrte im Winter wieder

in sein düsteres Reich zurück. Dasselbe thut Genovefa und Melusine, aber auch Chrimhilde, die Siegfried aus den Banden des Drachen erlöst.

Die ursprüngliche Fassung der Sage vom Schwanenritter findet sich bei den Angeln, die von sächsischem Stamme waren. In alten Zeiten, heisst es, als noch wenige Menschen hier im Lande lebten, trieb einmal ein Schiff ohne Steuer und Ruder die Schlei herauf, darin lag ein eben geborner Knabe, nakt und schlafend, mit dem Kopfe auf einer Garbe, um ihn her waren Waffen aller Art und viel edles Geschmeide hingelegt. Niemand kannte ihn und wusste woher er gekommen sei; aber man nahm ihn wie ein Wunder auf, pflegte und erzog ihn, bis er erwachsen war, und weil man glaubte, dass ein Gott ihn gesendet habe, und die Herrlichkeit des Jünglings sah, wählte man ihn zum ersten Könige über die Angeln und nannte ihn Skeaf oder Schoof, weil man ihn schlafend auf einem Schoof, einem Bündel Stroh gefunden hatte. Skeaf aber wohnte an dem Orte, der von Alters her Schleswig heisst, und herrschte lange Zeit ruhmvoll über sein Volk. Sein Sohn hiess Skild, d. i. Schild. Dem mussten bald alle Umwohnenden gehorchen; seinem Volke war er ein lieber Landesfürst. Aber lange blieb er ohne Nachkommen, bis ihm im hohen Alter Beowulf oder Beaw geboren ward. Dessen Ruhm verbreitete sich schnell in den Skedelanden zwischen den beiden Meeren.

Als dem alten Könige nun das Schicksal nahte und er dahin ging, brachte sein Gesinde die theure Leiche zum Ufer, wie er selbst befohlen hatte, da er noch lebte. Zur Ausfahrt stand sein Schiff bereit, glänzend wie Eis: da hinein legten sie trauernd den Fürsten, mit dem Haupte zum Maste. Kein Schiff war je prächtiger ausgerüstet, eine Menge von Schätzen und Kleinodien, Waffen und Kriegsgewändern agen umher, wie einst in dem Schiffe, das den Skeaf zu Lande getragen hatte. Hoch an dem Mast band man ein goldenes Banner als königliches Zeichen und überlies es dann steuerlos dem Spiel der Fluthen. Von nun an herrschte Beovulf über die Lande seines Vaters und ward durch seine zahlreichen Söhne Stammvater aller edlen Geschlechter, die einst nicht nur bei den Angeln blühten, sondern auch bei den Gothen, Wandalen, Schweden, Dänen, Norwegen, Jüten, Friesen und Sachsen, bei allen den Völkern, die einst an Ost- und Westsee wohnten. (Müllenhoff S. aus Schleswig Nr. 1.)

Wenn eine mythische Sage historischen Character annimmt, gestaltet sie sich auch nach menschlichen Verhältnissen um. Im Norden

wurden in den ältesten Zeiten die Leichen in ein Schiff gelegt und so den Wellen übergeben. Was von Staub ist soll zu Staub werden und was aus dem Wasser kommt, dahin zurückkehren; später begrub man die Leichen in einem Schiff, über das der Hügel gewölbt wurde. Müllenhoff wies schon in Haupts Zeitschrift (VII. S. 410 ff.) Skeafs und Freirs Identität nach. Simrock (Bertha S. 76) zeigte, am Niederrhein sei es noch Sitte, dass den Todten ein Schaub Stroh unter das Genick, zwischen Haupt und Nacken gelegt werde; auf dem Schaub liegen heisse: kürzlich verstorben sein. Skeaf kam demnach aus dem Todtenlande und kehrte auch wieder dorthin zurück. Dieses Land wird das Paradies, der Rosengarten oder der Freudenberg gewesen sein, und die Sagen aller Völker wissen von einem solchen wundervollen Lande, das an den Gränzen der Erde liege, zu erzählen. Alexander der Grosse soll auf seinem Zuge nach Indien ins Paradies gelangt sein und noch kürzlich fabelte man von dem kühnen Seefahrer Franklin, er habe die Eislinie überstiegen, welche den Nordpol rings umgebe und hinter diesen Schranken ein Land voll ewigen Frühlings gefunden. Isländische Sagen erzählen auch von einem Lande, wo Niemand erkranke und sterbe. Es wird in das Gebiet eines göttlich gefeierten Königs verlegt, Godmundr mit Namen (Myth. S. 783.) Dieser Godmundr erinnert an jenen König Gudhmundr, von dem Saxo Grammaticus (Buch 8) berichtet. Er war ein riesiger Mann, Bruder Geruths, d. i. Jeirrödhr's, des Beherrschers der Unterwelt. Gewöhnlich wurden auf der Erde Orte bezeichnet, die man sich als solche dachte. Helgoland, Jütland, Grönland und Seeland scheinen Todteninseln gewesen zu sein. Von Britanien berichtet Procopius: (Goth. IV. 20) dass es das Todtenland gewesen sei, wohin von den Mündungen des Rheines aus die Seelen übergeschifft wurden. Noch im 13. Jahrhunderte lebte die Sage von dem Todtenlande Britanien fort, wie dieses W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift nachgewiesen hat. Und wie die Helden zu den Wormser Rosengärten übersetzten, so fahren in einer Sage bei Grimm (d. S. Nr. 275) die Geister der Verstorbenen nach Speier, der Todtenstadt, über. Auch Ulisses, den schon Görres (Lohengrin S. LXXVII.) mit dem Schwanenritter zusammenbringt, landet schlafend und erkennt die Heimath nicht; er kam aus dem Todtenlande. (Simrock Handbuch S. 270). Er war an den Rhein gekommen und hatte dort Asciburg gegründet, was Simrock (von Ask, die gehöhlte Esche, also das Schiff) mit Schiffstadt (Noatun) deutet. Die Angabe Teschenmachers, der Schwanenritter sei aus

dem irdischen Paradiese gekommen, lässt schliessen, dass er auch wieder dorthin zurückgekehrt sei. Das wird Britenland oder Engelland gewesen sein, von dem so viele Kinderlieder handeln. Gewöhnlich wird gefragt, wo der Vater sei, und dann lautet die Antwort: in Engelland. In märkischen oder westphälischen Liedern wollen die Kinder mit dem weissen Schwan nach Engelland fahren, oder sie fragen ihn; wann er Krieger gewesen, wie der Schwanenritter (v. d. Hagen, Schwanensage S. 570). Vielleicht enthalten diese Lieder eine Erinnerung an die Fragen der Kinder des Schwanenritters nach dem Vater, worauf Beatrix die Antwort ertheilt haben mochte: er sei in Engelland. Britenland ist aber auch das mythische Land der Frau Breida, der Bertha von Rosenberg und Orendel, der über Meer zu ihr schifft, um sich mit ihr zu vermählen, ist wieder der Schwanenritter.

Da Freia mit Gefion zusammenfällt, diese aber laut Ynglingasage c. 5. Skiölds (=Skeafs) des ersten Königs von Seeland Gemahlin wird, so ergibt sich auch schon daraus ein Zusammenhang Skeafs mit Freirs, des Gatten der Freia. Der Name des Schwanenritters Helias, Elias, kann eine Beziehung zu seiner Gattin Else verrathen. So steht dem Freir die Freia zur Seite. Gerhard ist ein Beiname Odins als Todtengott, (Simrock, Handbuch S. 370) und Gerhard Schwan nannte sich der Schwanenritter.

Wenn nach den im ersten Theil beigebrachten Beweisen die weisse Frau und also auch Beatrix von Cleve Freia ist, so kann deren Gatte nur Freir sein, was schon durch Skeaf zur Wahrscheinlichkeit wird. Der Freia war aber der Schwan heilig (Anhang Nr. IV.) den sie von ihrem Vater Niördhr überkommen hatte. Von Freir ist nicht bekannt, dass er einen Schwan besessen; allein da Beiden der Eber zugehörte, so dürfen wir es auch vom Schwan annehmen, der ein Bote der Unterwelt war. Zur Julzeit wurden kriegerische Gelübde auf den Eber abgelegt, was die Angelsachsen auf den Schwan thaten. (Rechts-Alterth. S. 900.) Bei Simrock (der gute Gerhard S. 75) erscheint ein Todter als weisser Schwan, und in der Thiersage wird die Gans, die den göttlichen Schwan ersetzt hat, gleich dem Schwanenritter Gerhard genannt. Diesem Gerhard steht Gertrud zur Seite, die Freia ist, aber auch zur Unterwelt in Beziehung tritt. Es galt der Glaube, wenn die Seele von dem Leichnam scheide, sei sie die erste Nacht bei Sct. Gertrud, die zweite bei Sct. Michael, die dritte da, wo sie hin verdient habe. (Myth. S. 54, 798.) Gertruds

Einwirkung auf den Ackerbau haben wir schon kennen gelernt. Freir, der als Sonnengott über Regen und Sonnenschein und das Wachsthum der Erde gebietet, tritt auch in der Sage vom Schwanenritter deutlich hervor. Schwert, Ring und Becher, welche Letzterer seinen Kindern hinterlässt, gewähren Glück und Segen. Das Schwert symbolisirt den die Erde befruchtenden Sonnenstrahl, der Ring die Zeugungskraft, der Becher die nährende Kraft der Wolken. Grimm sagt dann auch von Freir: Die tief in unsere Sprache eingeschlagene Wurzel führt auf die Begriffe froh, erfreuend, schön, herrlich, heilig, und die Urbedeutung von frauja wie von Freir scheint keine andere als: der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr" (Myth. S. 191). Schön, stark und gross war auch der Schwanenritter und seine Tapferkeit kennzeichnet ihn gleichzeitig als einen Schwert- und Kriegsgott, was der Himmelsgott natürlich sein musste. Freirs Eber Gullinbursti trägt den Namen Hildeswin (Kriegsschwein), und Freia erscheint am Niederrhein als Erka mit Schwert und Panzer.

Gehen wir in die Urzeit des deutschen Volkes zurück, so sehen wir die Germanen als Hirten und Krieger auftreten, die ihre Heerden vor sich hin trieben, rasteten, wo sie gute Weideplätze fanden und sich erst dann dem Ackerbau ergaben, als sie feste Aufenthaltsorte gefunden hatten. Auf Wagen führten sie ihre Habe nach; ein Schwert — die Zierde des Mannes — diente zur Vertheidigung, und der treue Hund folgte in die Tiefen der Schluchten und Wälder, wo sie das Wild jagten, dessen Fell zur Bekleidung diente. Dass der Hirt zum Jäger und dieser zum Krieger wurde, ist bei den nomadenhaft umherschweifenden Völkern natürlich. Der gesunde Sinn der Germanen musste sich mit grosser Innigkeit an die Natur anschliessen, deren Erscheinungen ihre Blicke mit Freude oder Furcht folgten, deren einfache Gaben ihnen zum Lebensunterhalte nöthig waren. Bedurfte der Hirte für seine Heerde eine grüne, saftige, lachende Weide, so konnte es ihm nicht gleichgültig sein, ob die Wolken den nährenden erfrischenden Regen, den befruchtenden Schnee sandten oder nicht, ob der Himmel heiter oder bewölkt erschien. Mit ängstlicher Spannung musste er den wechselnden Naturerscheinungen folgen, je nachdem sie seinen Zwecken dienten oder diesen hinderlich waren. Sein ganzes Denken und Fühlen drehte sich um die Natur; er lieh ihren Erscheinungen Gestalten, personificirte sie und schuf sich dadurch schon einfache Mythen. Die nächste Umgebung bot ihm die Form, unter

welcher die ältesten göttlichen Wesen auftraten. Jäger und Hirten, die dem Wolf und dem Bär auf dem einsamen Pfade des Waldes begegneten, graute vor diesen unheimlichen Gästen. Diese gingen in die Thiersage über, während Kuh und Stier, mit denen der Hirt in traulichem Verkehre stand, denen er seine Nahrung zu danken hatte, ihm die Gestalten zu seinem göttlichen Wesen lieferten. Bei der Kuh besonders fand der Hirte das Symbol für die gebärende und nährende Erde. Der älteste Gott der Germanen war zweigeschlechtig, Mann und Weib zugleich. Von Ymir, dem Reifriesen, mit dem die erste Götterdynastie beginnt (Simrocks Handbuch S. 15) heisst es Wafthrudism. 33:

Unter des Reifriesen Arm, wuchs, rühmt die Sage,
Dem Thursen Sohn und Tochter.
Fuss mit Fuss gewann dem furchtbaren Riesen
Sechsgehäupteten Sohn.

Aus diesem Berichte ersehen wir, wie die männliche Seite mit der weiblichen ein neues Geschlecht, und zwar das der Reifriesen, der Nebelmänner, der Nibelungen zeugt. Hagen ist ein Nibelung und seiner riesigen Gestalt wird mehrmals gedacht. Wenn die jüngere Edda berichtet, Ymir sei nicht für einen Gott gehalten und nicht von den Menschen verehrt worden, weil er ihnen keine Wohlthaten erzeigte, so ist das für eine gewisse Zeit ganz richtig. Früher war er aber ein Gott und zwar aus dem Chaos, dem Wasser hervorgegangen. Die Zwerge, die den Riesen gegenüber stehen, gehören der Erde an, in welcher sie leben. Sie symbolisiren gleich jener Naturkräfte und gehen ineinander über. Reigin ist ein listiger und falscher Zwerg, dagegen nennen ihn die weissagenden Vögel einen Riesen, wie Reigin selbst vorher seinen Bruder Fafne einen alten Riesen genannt hatte. (Heldens. S. 389.) Das nachgeborne Geschlecht, das andere Götter hatte, konnte den Ymir nicht verehren; ihm lag die Zeit ferne, in welcher das Volk den Riesen, den einen riesigen Gott verehrt hatte, und so war er zum machtlosen Halbgott geworden, dessen Geschlecht in der Heldensage fortlebte. Simrock hat (a. a. O. S. 15) mit vollem Rechte den Ymir mit Tuisko, dem erdgeborenen Gotte verglichen, den die Germanen nach der Meldung des Tacitus als den ersten Gründer ihres Volkes besangen. Auch er zeugte aus sich den Mannus, ist also zwiegeschlechtig wie Ymir und wir dürfen daher die Verwandtschaft des Letztern mit Tuisko behaupten.

Neben dem Riesen Ymir, erzählt die Edda, war auch eine Kuh entstanden, Audhumbla genannt. Aus ihrem Euter rannen vier

Milchströme, davon ernährte sich Ymir. Letzterer ist die Personifikation des Wolkenhimmels, während die Kuh die mütterliche, nährende Erde symbolisirt, denn die vier Milchströme stellen das Wasser vor, aus dem die Wolken genährt werden, die wieder der Erde Fruchtbarkeit verleihen. Himmel und Erde zusammengenommen bilden ein Ganzes und aus ihren wechselseitigen Beziehungen und Wirkungen entsteht Leben. Schnee fördert das Wachsthum. „Uralt ist das Bild von der Erde als Mutter, von der keimenden sprossenden reifenden Kornfrucht als Tochter und von dem Himmel oder obern Luftkreis als Vater. Darum auch die Wetterregel: die Mutter schickt die Jungfrau, die Tochter, der Vater den salzenden, befruchtenden düngenden Schnee. (Erin 6, S. 457.) Fällt viel Schnee, so weiss der Landmann, dass es ein fruchtbares Jahr werden wird, ohne den mythischen Grund zu ahnen, der sich an diese Erscheinung knüpft. Kuh und Stier als Repräsentanten des gebärenden und zeugenden Princips wurden denn auch von den Germanen und andern Völkern sehr verehrt.

Den Egyptern galt die Kuh für heilig und sie durfte als Schutzgenossin der Isis in keinem Falle geschlachtet werden. (Herod. II. 41.) Bei den Römern war es ein Frevel, den Pflugstier zu tödten. (Varro de l. lat. IV. p. 41) und Plutarch (Romul. c. 11.) berichtet uns, dass bei Gründung einer neuen Stadt die Etrusker einen Stier und eine Kuh, Sinnbilder zeugender Kraftfülle und weiblicher Fruchtbarkeit, zusammengejocht und durch Ziehen einer Furche den Umkreis der Mauern bezeichnet hätten. In Indien steht schwere Strafe auf die Tödtung einer Kuh und wird dies beinahe der Ermordung eines Brahmanen gleich geachtet. (Schlegels ind. Bibliothek II. S. 209). Dort wurden auch die Wolken als Kühe der Götter betrachtet, welche die Erde nähren. In der Rigveda, dem Buche der Hymnen, heisst es: „Zu deinen Wohnungen möchten wir gehen, wo die vielformigen, wandelnden Kühe sind.“ Prceni, die Gattin Rudras, wird als die Kuh des Himmels bezeichnet, deren Euter die Fluren im Regen mit himmlischer Milch überschüttet. (Wolfs Zeitschrift I. S. 54.) Schlegel schreibt (a. a. O. S. 291.) „Die weit über das Bedürfniss des Säugens hinaus ergiebige Milchkuh wurde ein Sinnbild der Fruchtbarkeit, und zugleich wegen ihres harmlosen Characters ein Sinnbild der Alles erduldenden fruchtbringenden Erde.“ Loki, der Gott der Fruchtbarkeit und der Zeugung, muss sich von Odhin und Niördhr vorwerfen lassen, acht Jahre lang unter der Erde als milchende Kuh und als Kinder

gebärendes Weib gewesen zu sein. (Saem. 43 a. 64 b.) Die Bürger von Hwitbar und der schwedische König Eistein opferten jungen Kühen und vertrauten auf ihren Beistand im Kampfe. (Ragnar Lodbrocks. c. 7. 9.) Der König Angvaldr führte überall eine Kuh mit sich, von deren Milch er trank und die mit ihm begraben wurde. (Snorris Heimskringla I. S. 269.) Der Wagen der Nerthus wurde nach der Erzählung des Tacitus von Kühen gezogen, (Germ. c. 40) und noch heute berichten viele Volkssagen und Legenden von dem Gespann der Ochsen und der Kühe, das die Leiche eines Heiligen zieht, oder den Ort angiebt, wo eine Kirche oder ein Kloster hingebaut werden soll. Als Notburga gestorben war, wurde ihr Leichenwagen von zwei weissen Stieren gezogen, die noch nie ein Joch getragen. (Wolf Beitr. I. S. 185.) Die Leiche des heil. Ludger wurde auf einen stierbespannten Wagen gelegt und dieser zeigte dann die Stelle an, wo der Heilige begraben zu sein wünschte. (Stahl Westph. S. S. 52.) Bei Varna schwuren die Cimbern bei ihrem ehernen Stiere (Plutarch Marius c. 13.) Im Grabe König Chilperichs, der 43 als Heide gestorben war, fand man einen goldenen Stierkopf. (Chiffletii anastasii chilperici regis. Antwerp. 1655 p. 141. 243.) Hierzu stellen wir den Gebrauch der merovingischen Könige, mit einem Ochsengespann zu fahren.

Diese Beispiele werden hinreichend darthun, welche bedeutsame Stelle Kuh und Stier im Glauben der alten Völker einnahmen. Es kommt nun darauf an nachzuweisen, ob sich in unsern heutigen Sagen noch ein Nachhall an jene Auffassung der Erde als Kuh findet, was, wenn es sich bewährte, uns die Form geben würde, aus der die übrigen deutschen Göttinnen entstanden sind.

Kuh, althochd. chuo, mittelhochd. kuo, angels. cû heisst in Sanskrit gaus, pers. ghau, gho, aber auch Erde. (Myth. S. 631.) Sepp (das Heidenthum I. S. 331) hebt hervor, dass sanskr. gau, zend. gâo sowohl die Kuh, als das Land, oder die Milch- und Nahrungspendende Erde bedeutet. Unter diesen Umständen muss uns die Gestalt der Frau Gaue, die in norddeutschen Sagen fortlebt, bedeutsam werden. Wenn in Niedersachsen die Hausleute den Roggen mähen, lassen sie etliche Halme stehen, binden Blumen dazwischen und nach vollendeter Arbeit sammeln sie sich um die stehen gebliebenen Büschel, fassen die Aehren an und heben dreimal an zu rufen:

Fru Gaue, haltet ju fauer,
Dut jar up den Wagen,
Dat ander jar up der Kare.

In der Gegend von Hameln pflegte man einem Schnitter, welcher beim Binden eine Garbe überging, oder sonst auf dem Acker etwas stehen liess, zuzurufen: „scholl düt dei gaue frue," oder „de fra gauen hebben." (Myth. S. 231.) Für den Kenner deutscher Gebräuche wird es keinem Zweifel unterliegen, das hier ein Opfer dargebracht wurde, und zwar einer Göttin, die den Feldern Fruchtbarkeit verliehen hatte. Das ist Frau Gaue oder die Kuh Audhumbla der Edda, die germanische Erdenmutter, die wir schon unter andern Namen betrachtet haben. Ymir wird von den ältern Germanen in Gestalt eines Stiers verehrt worden sein, weshalb wir auch im Grabe Chilperichs den goldenen Stierkopf und das Stiergespann bei den merovingischen Königen finden. Für diese hatte der Stier eine grosse Bedeutung, denn ihrer Familientradition zufolge stammte sie vom Stiere ab, was auch schon ihr Name besagt, denn mera ist Stier. Als Clodio, Faramunds Sohn, mit der Königin am Gestade sass, sich von der Sommerhitze zu kühlen, stieg ein Ungeheuer aus dem Wasser, ergriff und überwältigte die badende Königin. Sie gebar darauf einen Sohn seltsamen Ansehens, weshalb er Merovig und seine Nachkommen, auf welche das Kennzeichen überging, Merovinger genannt wurden. (Fredegar epitome bei Bouquet 2, 396.) Wackernagel hat (Haupts Zeitschrift 6, 432) dargethan, dass der Ahnherr der Merovinger der als Stier dem Wasser entstiegene Himmelsgott ist. In mehreren deutschen Sagen erscheinen Wassergeister in Stiergestalt. Es ist das eine Erinnerung an die Vorstellung, dass alles Leben durch die Vermischung von Wasser und Erde entstanden ist. Am Niederrhein wohnten die Merovinger, dort finden wir auch den Schwanenritter mit seiner Gemahlin Beatrix, deren Name uns schon die Fülle des Glücks andeutet, dass sie als Erdenmutter verlieh, während der Name Else uns jene Verbindung von Erde und Wasser, also eine Vermischung, aber auch eine zwiefache Eigenschaft als Wald- und Meerminne, als Schwanjungfrau, ins Gedächtniss zurückruft. Bei den Slaven wurde am Feste Turyce das Abbild eines Stieres zur Erinnerung an den Weltstier (Tur-Stier) herumgeführt. Schaffarik hält den Gott Tur für identisch mit dem nordischen Tyr, dem Kriegs- und Schwertgott. Ein Ochse war im Orient das Symbol der Sonne, alle Sonnengötter sind aber Helden und Kriegsgötter. (Hanusch S. 195.) Im Persischen heisst Us-tur Stier (S-Tier) (Wiener J. B. 1830, 49. Bd. S. 16. Anz. Bl. 50. Bd. S. 18. Anz. Bl.) Tyr ist ein älterer Himmelsgott, der vor Odin zurücktrat, nachdem er seiner wesentlichsten Eigenschaften ent-

kleidet worden. In Wolfs Zeitschrift für d. Myth. I. S. 337 hat ihn Woeste für den persönlich aufgefassten Tod erklärt. Grimm erkennt in ihm den leuchtenden Himmelsgott (Myth. S. 175.) In der Edda erscheint er als Kriegsgott, der den Sieg verleiht, weshalb er auch Schlachtengott genannt wurde. Sein Symbol war das Schwert, und so zeigt auch die Rune, die des Gottes Namen trägt, die Gestalt des Schwertes. Odin, Freir und Thor haben den Glanz ihrer Gestalten von ihm empfangen und ihm nur seine Eigenschaft als Schwertgott gelassen. Der heil. Michael mit dem Schwerte hat ihn ersetzt, (Wolf Beitr. I. S. 128) und bei ihm sind die Seelen der Abgeschiedenen in der zweiten Nacht. (Myth. S. 798.) Er ist also an die Stelle des Beherrschers der Unterwelt, des Todtenlandes getreten, und kann deshalb mit dem Schwanenritter zusammengestellt werden. Michael ist aber auch Patron der Ernte und die Kirchweihfeste,*) die um Michelis gefeiert werden, erinnern an das alte Erntefest und an das Opfer, das von den Schnittern dem Odin wie der Frau Gaue dargebracht wurde. Am zweiten Kirmestage wird am Niederrhein, wie bemerkt, die Gans geköpft und dann verzehrt. Die Gans galt den Germanen als Zaubervogel und in Norddeutschland herrschte der Glaube, dass man aus der Farbe des Brustbeins der Gans die Witterung des bevorstehenden Winters erfahre. Auch die Martinsgans, die am Martinsabende verzehrt wurde, verdient hier Beachtung. Bertha mit dem Gansfuss (Reine Pedauque) ist Bertha die Spinnerin und Bertha von Rosenberg, sie ist aber auch die weisse Frau, die mit Gänsefüssen erscheint, (Siehe oben) die Kinder wartet und pflegt, aber auch die Fee, welche den Gebärenden Hülfe leistet und die Kinder an die Brust der Mutter legt. St. Michael und Sct. Martin ersetzen den Tyr, den Freir und den Odin, während ihnen zur Seite ein weibliches Wesen steht, das je nach seinen verschiedenen Eigenschaften auch verschiedene Namen führt. Eine strenge Scheidung ist sehr schwer, erst der spätern Forschung wird es gelingen, hier mehr Licht zu verbreiten. Es darf nicht übersehen werden, dass häufig das Wesen der Eltern auf die Kinder übergeht und dass die Personen der Einen mit denen der Andern zusammen rinnen. In der Edda ist der Riese Hymir der Vater des Tyr. (Simrock S. 46.) Jener ist aber wieder der Reifriese Ymir,

*) Niederrheinisch Kirmes. Die Holländer sagen Kersmis (corrumpirt aus Kresmas und Krestmas) für Weihnacht und die heutigen Engländer ebenfalls Christmas d. h. Christmess oder Christfeier. Vierteljahrschrift Nr. 75 S. 13. Die Kirmesfeier ist also mit der Erntefeier verschmolzen.

aber auch der Gymir (Oegir) dessen Tochter Gerda dem Freir vermählt wird. „Bei der ursprünglichen Identität der Meergötter Niördhr und Oegir, schreibt Simrock (Bertha S. 69) könnte Gerda sogar für eine andere Gestalt Freia's gelten," die aber wieder in Bertha und Beatrix übergeht.

Hymir wird weise wie Hunderte genannt. Er steht zum Wasser in Beziehung, wie alle aus dem Wanengeschlecht, deren Weisheit gerühmt wurde. Die Ginregin oder die Weitwaltenden sind Geister der Unterwelt, die nach Havamal 80 die Runen erfunden haben und daher sehr weise sein müssen. Im Rabengesange Odins (Hrafna-galdr-Odins 1) heisst es: Allvater wirkt, Alfen haben Einsicht, Wanen wissen. Mimir, der alte Naturgott, aus dessen Brunnen Odin Weisheit trinkt, ist in der Heldensage der im Walde thätige Schmied, der Siegfried und Wieland in seiner Kunst unterweist, und wundervolle Weisheit, besonders Vorauswissen der Zukunft und Verständniss der Thiersprache, besitzen die Walküren oder Schwanjungfrauen, die im Wasser und auf dem Lande leben. Als Sigurd zur Brynhild kommt, verlangt er, sie solle ihm Weisheit in hohen Dingen lehren. Da aber die Wölsungen auch weise waren, so erwidert ihm Brynhild: „Ihr werdet das wohl besser wissen." Sie lehrt ihm nun Siegrunen zuschneiden und gibt ihm viele gute Rathschläge, so dass Sigurd erklärt, es lebe kein weiserer Mensch als Brynhild. Im Liede von der Walküren Gesang, das sich in der Nialssage findet, verkünden die Walküren das Geschick, während sie es bestimmen. Die Gabe, die Zukunft vorherzusagen, besitzen auch andere Wasserwesen. Bei den Römern und Griechen sind die Wassergottheiten ebenfalls weissagend. Im Neckerspoel zu Mecheln wohnte ein Gott des Wassers, welcher Orakel ertheilte. (Niederl. S. Nr. 218.) Eine Meerminne verkündet den Untergang der Stadt Zevenbergen (das. Nr. 507), eine andere das Schicksal von Muden (Nr. 509) und von Schouwen (Nr. 565). Der Begriff der Weisheit scheint überhaupt an das Wasser und an die Unterwelt geknüpft gewesen zu sein. Wir finden diese auch bei Thieren, die mit ihr in Verbindung stehen. Sigurd versteht, sobald des Drachen Fafnir Herzblut auf seine Zunge kommt, die Vögelsprache. Auch von König Salomo wird behauptet, er habe die Sprache der Vögel verstanden. In Frankreich herrscht überall der Glaube, den Schlangen sei Weisheit zu verdanken. (Eckermann Religionsgesch. III. S. 73.) In Schweden gingen Sagen von einer weissen Schlange, aus deren Fleisch die Zauberinnen tiefe Weisheit zur Erkenntniss der ge-

heimen Naturkräfte erlangten. (Afzelius II. S. 364.) Im Märchen erwirbt sich Jemand durch den Genuss einer weissen Schlange die Kenntniss der Vögelsprache. Der Ausdruck „die Vögelsprache verstehen“ bedeutet nichts anderes, als aller Weisheit voll sein, denn im Alterthum herrschte die Vorstellung, die Vögel wüssten Alles. Odins Raben setzten ihn von allen Vorgängen in Kenntniss, und in vielen Sagen erscheinen Hähne, deren Beziehung zu Tod und Unterwelt schon dargethan wurde, als Verkünder des nahenden Verderbens, gleich den Meerminnen. Die Sage bei Harrys (Nieders. S. I. Nr. 1) ist in doppelter Hinsicht merkwürdig.

Mimir, dessen Name in der ältern Edda Himmel und Meer bezeichnet, (W. Müller altd. Rel. S. 183) ist Schmied, wie Wieland. Beide fallen zusammen und beide stehen auch mit dem Wasser in Verbindung. Wieland und seine zwei Brüder fanden am Strande des Wolfsees drei Weiber, die Flachs spannen. Sie waren Walküren und hatten ihre Schwanenkleider bei sich. Die Brüder nahmen sie mit sich nach Hause. Egill nahm die Aelrun, Slaghfid die Swanhwit und Wöllund die Alwitur. Nach sieben Wintern flogen die Weiber fort, Kampf zu suchen und kamen nicht wieder. Brynhild erzählt (Edda S. 187).

Der hochherzige König
Liess die Hemden
Uns acht Schwestern
Unter die Eiche tragen:
Zwölf Winter war ich,
Verlangt dichs zu wissen,
Als ich dem jungen
Fürsten den Eid schwur.

Als Hagen ins Heunenland fuhr, fand er weise Frauen sich im Brunnen baden. Er nahm ihnen die Kleider weg, worauf die Frauen ihm weissagten (Nibelungenl. V. 1473—1488). Alle diese Wasserwesen sind Schwanjungfrauen, die ein Schwanhemd oder Federkleid besitzen, dessen sie sich zum Fliegen bedienen. Sie können durch Luft und Wasser ziehen, indem sie den Leib eines Schwans annehmen, der als ein weissagender Vogel galt. (Myth. S. 398.) Ein westphälisches Märchen setzt an die Stelle des Schwanenkleides das Otterfell. Ein Ritter ging zur Mittagszeit am Ufer eines Teiches spazieren. Da sah er ein schönes Otterfell auf dem Rasen liegen und ein schönes Weib sich in der Fluth baden. Er hob das

Fell auf, wodurch die Frau verhindert wurde, unterzutauchen. Da sie schön war und ihm wohlgefiel, so nahm er sie mit sich auf sein Schloss und heirathete sie, hielt aber das Otterfell wohlverborgen. Nach sieben Jahren, als der Ritter abwesend war, überkam die Frau eine grosse Sehnsucht nach ihrer Heimath. Sie suchte im ganzen Schlosse und als sie das Fell fand und anzog, verschwand sie in den Wellen des Teiches und der Ritter sah sie nie wieder. Das ist dieselbe Erzählung wie bei Wieland, nur wird das Schwanenhemd durch das Fell des Wasserthieres ersetzt. In dem schon erwähnten altdeutschen Gedichte fliegen drei Tauben zu einer Quelle; als sie die Erde berühren, werden sie Jungfrauen. Wieland entwendet ihnen die Kleider und erstattet sie nicht eher, bis sich eine derselben bereit erklärt, ihn zum Manne zu nehmen. Die Eigenschaft, Thiergestalt anzunehmen, wird von den Schwanjungfrauen auf ihre Kinder übertragen worden sein. In einem wilden Walde sah ein jagender Edelmann eine nackte Jungfrau im Flusse baden, schlich hinzu und nahm ihr die goldene Kette an der Hand weg, so dass sie nicht entfliehen konnte. Mit dieser Kette war besondere Kraft verbunden, weshalb auch solche Frauen Wünschelweiber genannt wurden. Er heirathete sie und sie gebar auf einmal sieben Kinder; alle hatten Goldringe um die Hälse. (Altd. Bl. I., S. 128.) Auch die sieben Kinder der Beatrix, Oriants Gemahlin, haben Goldketten um den Hals. In der oben mitgetheilten Sage ist der Schwanenritter der Sohn der Beatrix, wie anderwärts Siegfried der Gemahl der Genovefa geworden ist, obgleich er eigentlich ihr Sohn sein müsste. Diese Verschiebungen in der Sage beweisen, wie sie im Laufe der Zeit aus ihren Fugen gerissen und mit fremden Theilen vermischt wurde. Des Schwanenritters Mutter wird so gut eine Schwanjungfrau gewesen sein, wie seine Gemahlin eine solche war. Mit dem Ringe oder der Goldkette wurde die Verwandlung bewirkt. Grimm erinnert (Heldens. S. 388) an die dicken Goldringe, welche die Männer in Wolfshäuten getragen, und an den Schwanring des Wildeber. Die Schwanringe besassen die Kraft, Jedem, der sie trug, Thiergestalt zu verschaffen. Fehlte er ihnen, so mussten sie diese Gestalt beibehalten. In einer hessischen Sage (Myth. S. 1049 Anm. 5) verwandelt sich eine Frau durch Anlegung eines Zauberrings in einen W o l f. Es ist wahrscheinlich, dass der Ring, der anderwärts Fülle und Segen verlieh, der H e l oder einem ihr entsprechenden göttlichen Wesen gehörte und dass sein Besitz das Vermögen verschaffte, in ihr Reich zu gelangen. Wildeber nimmt die Gestalt eines B ä r e n an; vielleicht konnte man sich auch in einen

Hund oder Eber verwandeln. Wie der Schwan, der im Wasser lebt, ein unterweltliches Thier, so waren dieses auch Bär, Eber und Wolf, die im Walde sich aufhielten. Den Wolf nannten unsere Hirten ehemals euphemistisch Hölzing, silvigena, die Angelsachsen aber holtes gehlêda, den Genossen des Waldes. (Zur Runenlehre von Liliencron und Müllenhoff S. 6.)

Wie Ring, Hemde oder Schwankleid häufig zusammen angetroffen werden, so ging denn auch die Redensart „dem erdichteten Namen Ring und Larve abziehen." (Myth. S. 199). Hier scheint Larve für Schwanhemd oder überhaupt für die Thierkleider zu stehen, die Götter und Helden tragen. Larve bedeutet ursprünglich ein Gespenst, larva, die weibliche Form von lar, unsichtbar, verborgen sein oder machen. Maske ist dasselbe wie Grîm und isangrîm, der Name des Wolfes, wird der vermummte, der verlarvte Wolf oder vielmehr ein Mensch sein, der Wolfsgestalt angenommen hat, also ein Wêrvolf. Die heutigen Maskenzüge, bei denen der Leib und Haupt verhüllende Mantel, eine wahre Tarnkappe, die Hauptrolle spielt, sind Ueberbleibsel der einst von den alten Germanen in der Zeit von Dreikönigsnacht bis Fastnacht gefeierten Mysterien der Himmelsgöttin, die um jene Zeit verborgen war, als Chrimhilde in der Unterwelt weilte, um als Ostara strahlend und glänzend wieder daraus hervorzugehen. Thiermasken spielten bei den Mummereien die Hauptrolle, besonders verkleidete man sich gerne in Hirschfelle, wie der heil. Eligius berichtet. Die Spurke, die Woeste in der Grafschaft Mark nachweist und von welcher der Monat Spürkel oder Hornung den Namen trägt, ist aber jene Göttin, der zu Ehren das Frühlingsfest durch Mummereien gefeiert wurde. In Köln kommt bei den Maskenzügen der Schiffswagen, an das Schiff der Isis und den Wagen der Nerthus wie der Berchta erinnernd, noch heute vor. Chrimhilde wäre, da Grim = Larve, Maske ist, die verborgene und verlarvte Hilde und ihr werden auch die spurcalia gegolten haben, die der Indiculus (c. 3) verbietet. Chrimhildens getreuer Diener, Markgraf Eckewart, der die Burgunden, als sie zu den Heunen fuhren, warnte, ist der getreue Eckart, der in der Volkssage als Warner vor dem wüthenden Heere erscheint. Bekanntlich fährt dieses unter Anführung der Frau Holla durch die Lüfte. Er sitzt auch in derselben Eigenschaft vor dem Berge, in welchem die Göttin wohnt. (Müller, myth. Erkl. der Nibelungens. S. 125.)

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier eine Menge Fastnachtsgebräuche anzuführen, welche die Ansicht stützen, dass die heutige Fastnachtsfeier der Rest eines zu Ehren der germanischen Erdenmutter begangenen Festes sei. Nur einige heben wir hervor, da sie von besonderer Wichtigkeit sind. Am Donnerstag vor Fastnacht war es auf einigen Höfen zu Halden bei Hagen Gebrauch, nicht zu spinnen, zu dreschen udgl. Von den Höfen, wo Zimbert gefeiert wurde, zog das junge Volk Abends mit einem Spiess nach den alten Höfen, welche bewirthen mussten und sang:

Zimp, zimp, zimp —
Gief dem armen Zimbert wuat,
Latt'm nitt te lange stan,
He maut noch en hüsken widder gan.

Sobald sie aus den Häusern waren, goss man ihnen Eimer Wasser nach. Ein Mendenscher Reim nennt als Zimbertspeise Klösse und Fische, also dieselbe Speise, die der Bertha zu Ehren genossen wurde. Das Einstellen des Spinnens bezieht sich auf den auch an andern Orten vorkommenden Volksglauben, dass Alles abgesponnen sein müsse, wenn Frau Berchta in den Zwölfnächten ihren winterlichen Umzug im Lande beschliesst. (Woeste, Volksüberlieferungen S. 23.) In Köln treiben die Weiber am Donnerstag vor Fastnacht allerlei tolles Zeug. Der Tag wird Weiberfastnacht genannt. Denselben Namen führt er auch in Osann, Mehring und durch die ganze Eifel. Die Weiber suchen sich den schönsten Baum im ganzen Walde aus, hauen ihn um und versteigern ihn. Dann fordern sie Asche, versteigern sie auch und kaufen für das Geld ein Fässchen Wein. Dieses wird auf einen von Kühen gezogenen Wagen gelegt und unter allerlei Muthwillen durchs Dorf geführt. Zuletzt ziehen sie ins Wirthshaus und trinken bis spät in die Nacht. (Wolfs Zeitschr. I., S. 89.) In diesem Brauche erscheint wieder der Wagen, den in Franken und Schwaben ein Pflug, in den Niederlanden ein Schiff ersetzt, als Attribute der einen grossen winterlichen Erdengöttin.

In Wittlich und Umgegend wurden am Vorabende des Michaelfestes brennende Räder vom Berge gerollt. Dasselbe fand zu Gerolstein in der Eifel, in Trier, Münstereifel, an der Saar und in Conz an der Obermosel statt. In Conz wurde das Rad am Vorabende des Johannistages, in Trier am Donnerstag der Hebdomada vom Berge gerollt. Hier waren, wie wir schon andeuteten, die Weber besonders thätig, die ja auch den Schiffwagen aus Inda über

Aachen und Mastricht nach Tongern und Loos führten. (Grimm Myth. S. 237.) In diesen Bräuchen müssen wir die Erinnerung an das Fest eines Sonnengottes erkennen. In der Umgegend von Echternach ziehen die Bursche am ersten Sonntage in den Fasten von Haus zu Haus, Stroh sammelnd. Dieses häufen sie um einen Baum und verbrennen Alles, indem sie darum springen. Das heisst die Hexe verbrennen. Während dessen gehen die alten Männer auf die Höhen und beobachten, woher der Wind kommt. Dieser herrscht dann das ganze Jahr. (Zeitschr. I., S. 89.) Im Luxemburgischen findet derselbe Brauch statt, aber am Fastnachtsonntag. Er heisst „Burgbrennen" und der Sonntag „Burg" oder Schoofsonntag. Schoof weist nach Simrocks Deutung auf die Leichenbestattung (Vgl. auch Handbuch S. 559), es könnte aber auch auf Skeaf oder den Schwanenritter hinweisen, die beide als Beherrscher des Todtenlandes aufzufassen sind. Damit in Verbindung steht die Sitte des Todaustragens, die um Mitfasten üblich war. (Grimm Myth. S. 727.) Der Tod ist an die Stelle des Winters getreten, der grimme Hagen ist besiegt, der lichte Siegfried mit seiner Chrimhilde wird bald den Einzug auf Erden halten und diese sich in den bräutlichen Schmuck des Frühlings kleiden. Das Todaustragen ist auch bei den Slaven üblich und Hanusch (S. 198) bezieht es auf Swiatowit = Sonne; „denn dieser als Mithras ist der Vertreiber der winterlichen Kälte, d. i. des Todes der Natur." Die Fastenbretzeln, die an der Mosel in der Fastenzeit gegessen werden, hatten früher die Form eines Rades oder Ringes, weshalb sie im Norden Ringelbrod oder Kringel genannt wurden. Wurde eine Speiche herausgenommen, so nannte man sie ihrer Brechlichkeit halber Bretzeln. Eine spätere Zeit vergass die ursprüngliche Bedeutung und so liessen die Bäcker auch allmählig die vier Speichen weg, wodurch die heutige Figur entstand. (Mein Moselthal S. 13.)

Der Februar oder Hornung war überhaupt den Germanen ein heiliger Monat. Wir haben schon das Wort Hornung von hor = Koth Schlamm, Dünger, abgeleitet. Gewöhnlich wird angenommen, Siegfried habe durch das Fett des Drachen, in das er sich gebadet, eine Hornhaut bekommen und sei dadurch unverwundbar geworden. W. Grimm bemerkt aber (Heldens. S. 76), die nordische Sage, die Klage und Biterolf, wüssten von Sigurds Unverwundbarkeit, sowie von der Hornhaut nichts. S. 390 meint er, sie trübe Siegfrieds Erscheinung, indem sie seinen Heldenmuth verringere. Wir müssen daher von der Hornhaut absehen und sie als eine Verderbniss der spätern Sage er-

klären. Ist Siegfried nach den neuern Forschungen der germanische Himmelsgott, der mit dem Winterdrachen, dem Ling- oder Schlammwurm kämpft und ihm die in seiner Haft befindliche Erdengöttin abringt, so muss auch Alles, was zu diesem Drachenkampfe gehört, mythisch gedeutet werden. Wenn der Frühling naht, schmilzt die Eisdecke vor dem Sonnenstrahle Freirs wie das Fett des Drachen unter dem Feuer Siegfrieds. Der Schlamm oder Dünger, (hor), also der Stoff, der zur Befruchtung der Erde nöthig ist, macht diese hörnen, wie Siegfried, nachdem er sich im Fette des Drachen, d. h. im Eis- oder Schneewasser gebadet hat. Hörnen ist niederrheinisch = zeugen.*) Viel Regen und Sturm im Februar war auch von Einfluss auf das Gedeihen der Saaten, wie nachstehende Bauernregeln beweisen:

Wenn Lichtmess die Dächer flenzen (weinen)
Wird in dem Jahr der Flachs recht glänzen.

Lichtmess im Klee,
Ostern im Schnee.

Lichtmess hell
Muss der Bauer sein schnell,
Lichtmess dunkel,
Ist der Bauer ein Junker.

Scheint auf Lichtmess die Sonne froh,
Bewahre der Wirth nur all sein Stroh.

Besser der Wolf, als der Sonne Licht,
Zu Lichtmess in den Schafstall bricht.

Heftige Nordwinde im Februar
Vermelden ein fruchtbares Jahr.

*) Die befruchtende Kraft des Schnees geht aus einer Sage hervor, die Kemble, „die Sachsen in England, übersetzt von Brandes" I. S. 161 mittheilt. „Als der Eheherr einer Frau nach langer Abwesenheit zurückkehrte und ein Kind im Hause vorfand, welches nicht sein eigenes sein konnte, erzählte ihm die treulose Mutter, dass, als sie auf das Feld gegangen, eine Schneeflocke ihr in den Busen gefallen sei und sie schwanger gemacht habe. In einer Sage, die ich bei Fulda hörte, hat ein Eiszapfen die Schwängerung bewirkt. Danae wird durch goldenen Regen befruchtet, wie im Märchen Nr. 60 bei Grimm die Mutter der beiden ähnlichen Brüder durch einen Wasserstrahl. Mairegen macht nach dem Volksglauben gross. Der Ausdruck „Hörner aufsetzen" dürfte wohl durch Grimms Rechtsalterthümer S. 443 Nr. 4 erklärt werden. Ein unehliches Kind heisst altnordisch hornúngr, Unflathkind in einer Urkunde bei Bodmann p. 626. (R. A. S. 476, vgl. oben, was über hort und hornung gesagt ist.)

Im Bergischen und Jülich'schen sagt der Bauer: Im Monat Hornung regiert „dat Wif." Das ist heute Maria, deren Fest auf Lichtmesstag (am 2. Februar) gefeiert wird. Früher war es Frau Breida oder Bertha, deren Namen Maria ja im Trierschen führte. Auf alten Bildern wird Maria auf einem Schiffe, auf andern in einem Rosengarten stehend abgebildet. Beweise genug, dass altmythische Vorstellungen auf sie übertragen wurden. Wie sie den Schwan entsendet oder gefangene Ritter durch die Luft in ihre Heimath entführt, ist bekannt. (Anhang Nr. IV.) Ebenso, dass sie als Walküre mit Schwert und Panzer erscheint, wie Frau Breida im Orendelliede. (Vgl. Simrocks Rheinsagen S.281.) In Irland wurde Brigitte, die Tochter des Tages durch ein ewiges Feuer geehrt (Grimm Myth. S. 578). Die eigenthümlichen Bräuche, die sich in Deutschland an das Lichtmessfest knüpfen, sprechen aber auch für seine hohe Bedeutung im Heidenthum. Da wir Frau Breida mehrmals besprochen haben, so werden wir auch die Heldengestalt Orendels in den Kreis unserer Forschungen ziehen müssen, der offenbar in naher Beziehung zum Schwanenritter steht. Die Kunde von dem unsichtbar machenden und erhöhte Kraft verleihenden Gewande oder Mantel, (Kappe = Mantel) den Siegfried dem Alberich abgewann, findet sich nicht allein in der Nibelungensage, sie kehrt auch in der Orendelsage wieder, ja, sie bildet dort in Verbindung mit des Helden Brautwerbung, die ja auch in der Sage vom Schwanenritter zu erkennen ist, den Hauptbestandtheil des alten Gedichtes, das von der Hand eines Geistlichen oder Fahrenden im 12. Jahrhundert der Legende vom Rocke Christi angefügt wurde. Als im Jahre 1844 dieser Rock der Verehrung gläubiger Katholiken ausgestellt wurde, gab Prof. v. d. Hagen das Gedicht nach einer Strassburger Handschrift vom Jahre 1477 heraus. (Stuttgart und Tübingen 1844). Ein Augsburger Druck aus 1512, „Eine hübsche Histori zu lesen von unseres herren rock wie der wunderbarlich einem König (Orendel genannt) worden ist u. s. w." der sich in München befindet, enthält den ältern Text. Eine Prosaauflösung, die weder nach der Handschrift von Strassburg noch nach dem Drucke verfertigt zu sein scheint, ist 1512 zu Augsburg bei Hans Othmar erschienen. In dem sogenannten Anhange zum Heldenbuche, in dem sich altdeutsche Sagenstoffe finden, von denen die Lieder verloren sind, ist auch der Inhalt des Gedichtes von Erendelle angegeben. Dem Verfasser dieses Auszugs hat offenbar ein anderes, viel älteres Gedicht von Orendel vorgelegen, als das erhaltene, wenn auch Beide in der Grundlage übereinstimmen mögen.

Uebersetzungen nach v. d. Hagens Ausgabe haben veranstaltet: K. Simrock (Stuttgart 1845) und Ph. Laven (Trier 1845).

Schon v. d. Hagen war bei Herausgabe des Gedichtes der Meinung, dass wir im Orendel einen uralten mythischen Helden vor uns haben. Er sagt S. IV seiner Einleitung: „Das Lied von dem ungenähten grauen Rocke Christi und von den Abentheuern des Trierschen Königs Orendel darin bewahrt noch ältesten mythischen Stoff und verschmilzt diesen wundersam mit der Legende. J. Grimm erinnert in seiner D. Myth. S. 347 f. an die nordische Sage von Oerwandil, die Uhland (Sagen-Forschungen, I, S. 46) gedeutet hat. Gervinus und Vilmar folgen dem Vorgange Grimms, ebenso Simrock, in seiner Einleitung zum Orendel, der von jenem nordischen Mythus ausgehend, Bestätigendes für die Ansicht Grimms beibringt. Weder er, noch die andern Forscher versuchten es, einen uns Deutschen eigenthümlichen Mythus in der Sage nachzuweisen. Simrock widersteht S. XIV der Vermuthung, den grauen Rock als den wachsenden zu deuten, wozu ihn der Mythus von Groa und die Tradition anreizten, der Rock des Heilandes sei mit ihm gross geworden. Weiter geht der treffliche, in den Geist unserer mittelalterlicher Dichtungen tief eindringende, Karl Gödecke, der (Dicht. des Mittelalters S. 286) den grauen Rock an die Stelle eines festmachenden Gewandes getreten sein lässt, „das in einer Brautwerbung eine Rolle spielte und später dem heiligen Rocke weichen musste." Seiner Aufforderung, diese verachteten Reste einer Uebergangszeit genauer als bisher zu untersuchen, sind wir hinsichtlich des mythologischen Theils gefolgt. Das Folgende wird lehren, ob wir das Richtige getroffen oder im Suchen nach einer Nebelkappe selbst im Nebel getappt haben.

In deutschen Sagen und Märchen spielt ein wunderbarer Mantel oder eine Cappa eine grosse Rolle und Grimm wie Wolf (Myth. S. 980, Beiträge I, S. 4 f.) sind darüber einig, dass diese Erzählungen Kunden von dem Mantel Odins enthalten. Der heil. Martin, der an des Gottes Stelle getreten ist, besass einen Mantel, den die merovingischen Könige in ihren Schlachten trugen. (Leg. Aur. p. 949, Simrocks Handbuch S. 529.) W. Müller hat (Nieders. S. 389 f.) diejenigen Sagen besprochen, in welchen ein im Oriente weilender Ritter mit Hülfe eines Mantels in seine Heimath geschafft wird. Grade so bringt Freia durch ihren Schwan ihren Liebling in die Hei-

math. (Anhang Nr. IV.)*) Bald ist es der Gott, der den Mantel herleiht, bald die Göttin, die den Schwan dazu entsendet. Der Osten oder der Orient ist an die Stelle der Unterwelt getreten; Odin als Gott der Unterwelt (Handbuch S. 370) besass einen zu ihr in Beziehung stehenden Mantel, der sich in den Sagen vom Männchen mit dem bleiernen (grauen) Hut und Mantel (Moselsagen Nr. 10) wiederfindet. In den von Müller besprochenen Sagen dient der Mantel dazu, den Ritter aus dem Oriente (der Unterwelt) zu schaffen. Wir dürfen aber daraus schliessen, dass er auch die Eigenschaft besass, das Betreten der Unterwelt zu erleichtern, ja, dass er dazu unerlässlich war.**) Die Schwanjungfrauen konnten nicht eher ins Wasser zurückkehren, bis sie die geraubten Schwanenhemden zurück erhielten. Diese bestanden aus einer Federhülle, die wir auch bei Wieland finden, der mit einer Schwanjungfrau vermählt war. Und ebenso besitzt Freia ein Vogelgewand, das Loki von ihr borgt, um in Götterangelegenheiten rasch die Botschaften zu vollbringen. Ehe Odin den Mantel überkam, muss ihn ein anderer Gott besessen haben. Bei Freia fanden wir schon das Wolkenschiff, und als einen grauen Wolken- oder Nebelmantel hat auch Wolf (Zeitschrift I, S. 76) den in deutschen Sagen vorkommenden Mantel gedeutet. In Bechsteins Märchenbuch ist eine Erzählung enthalten, „des Teufels Pathe," in welcher ausser Hut und Schwert auch der Mantel vorkommt, der ein unsichtbar machender ist, wie die Tarnkappe Alberichs. Neben dieser Eigenschaft muss ihm auch die Macht beigewohnt haben, erhöhte Stärke zu verleihen, wie das Hemde Wolfdieterichs diesen vor Hieb und Stich im Kampfe schützte und mit ihm gewachsen ist. Dasselbe wurde von dem sogenannten Sieghemde geglaubt. (Myth. S. 1052.) Am meisten verbreitet ist aber der Glaube, dass Menschen Thiergestalt annehmen können. Er ist besonders an Gänse als Stellvertreter des edeln Schwanes, an Katzen, Bären oder Wölfe geknüpft, und hängt mit der mythischen Vorstellung von einem Gewande, sei es nun Rock, Mantel oder Hemd zusammen, das der Gott oder

*) In der altfranzösischen Heldensage kommt der Hermelinmantel der Fee Melianda vor. (Mone Unters. S. 89.) Der Schleier der schönen Kalliste im Märchen bei Musäus gehört auch hieher.

**) Aus dem Mantel oder der Tarnkappe ist der Helm der Helden entstanden. Man nimmt (Unters. S. 163) eine dreifache Bedeutung von Held an, entweder der den verschlossenen Helm trägt, oder der zur Hel bestimmt ist, oder der aus der Hel, d. i. aus der Dunkelheit und Unterwelt kommt.

der Held zur Fahrt in die Unterwelt nöthig hatte. Einem Recke begegnen wir in der Orendelsage, wo er ausdrücklich der graue genannt wird. Grau sind aber auch die Nebelwolken,*) ja man darf selbst das Wasser so bezeichnen, aus dem sich durch Gefrieren Eis und Schnee bildet, mit denen Hwergelmir und Niflheim in sehr naher Beziehung stehen. Weiss war in den ältesten Zeiten die Trauerfarbe, welche die Wittwen trugen. Die Mutter Ludwigs des Heiligen von Frankreich, Clementia, nannte man, als sie Wittwe geworden, Blanka. Und so heisst auch die Mutter des Königs Oriant, sonst Maabrune genannt, im Roman vom Schwanenritter la Reine blanche. Und da in vielen Sagen Frauen auftreten, die halb weiss, halb schwarz sind, so müssen wir die graue Farbe, die aus der Vermischung von Weiss und Schwarz entsteht, für die Unterwelt, die Nebelwelt oder Nilfheim in Anspruch nehmen. Die diebische Elster ist gleichfalls schwarz und weiss; ihr altnordischer Name Skadi (Myth. S. 639) erinnert an die Gemahlin des Schwäne hegenden Niördhr's. Wie die Elster durch ihre Farbe eine Beziehung zur Hel verräth, so der Specht durch seinen Namen. In Norwegen heisst der Schwarzspecht Gertrudsvogel (Myth. S. 639). Gertrud ist aber an die Stelle der Hel getreten. Im Nibelungenliede reiten Siegfried und Günther auf weissglänzenden Pferden nach dem Isenstein, während Hagen und Dankwart schwarz erscheinen. Hier sind beide Farben geschieden, weil Siegfried und Hagen als personificirte Seiten eines göttlichen Wesens auftreten. Die Wörter Alb für Elben, Alpis für Schwan, Alpes für Gebirge, Albis Elbe für Fluss führen auf eine ureuropäische Bezeichnung für weiss. Grimm vermuthet sogar, in vanir liege der Begriff von Weisse und Helle (Myth. S. 413), die Wanen waren aber eine nordische Götterdynastie und bei ihnen müssen wir die Gestalten suchen, die in unsere Heldensage übergegangen sind. Grade am Rheine finden wir die meisten Anklänge an das Wanengeschlecht und dort wurzelt ja auch die Heldensage. Die Nibelungen waren Elben, und wenn es lichte und dunkle giebt, so beweist dieses wieder das Vorkommen der beiden Farben schwarz und weiss bei den auf die Unterwelt Bezug habenden göttlichen Wesen. Wieland wird nach dem eddischen Liede zu den Lichtelfen gezählt (Heldens. S. 388). Da er aber im Berge wohnt und Schwerter schmie-

*) Wolf erinnert (Zeitschrift I, Seite 76) an den eddischen Ausdruck hialmr huliz, der hehlende Helm, für Wolke.

det, so kann man ihn auch zu den Dunkelelfen rechnen, was auch sein boshafter Character andeutet. Deutsche Zwergsagen (D. S. Nr. 152, 153, 155) wissen von einem Hute der Zwerge zu erzählen, welcher unsichtbar macht. Aus Missverständniss ist der Mantel oder die Haut (die Thierhaut) zum Hute geworden. Die weisse Farbe, die auch dem Schwan als Unterweltsvogel eigenthümlich ist, findet sich nun im Zauberhemde, im Taufhemde Wolfdieterichs, im Badehemde des Meerweibes (Haupts Zeitschr. V. S. 9) und im Hemde Alexanders von Metz wieder. Der Mantel Odins (Freirs?) [der Rock Orendels] wird also ursprünglich weiss gewesen sein; die graue Farbe drückt noch deutlicher seine Beziehung zum Reiche der Hel aus.

Was uns das Orendellied vom grauen Rocke berichtet, trägt zu legendenhaften Character, um in mythologischer Beziehung Werth darauf zu legen. Beachtung verdient nur, dass er wiederholt ins Wasser geworfen wird und dass ihn ein Fisch im Bauche trägt, wie den Ring in andern Sagen. Monatszeichen des Februars sind die Fische; im Norden heisst die Station, in welcher die Sonne sich im Himmelszeichen der Fische aufhält, Soequabeck, nach Legis (Fundgruben II. S. 140) Sturzbach, „weil da Schnee und Eis aufthauen und die Bäche aufgelöst von den Bergen stürzen." Der Februar ist aber grade der Monat, in dem die Erde durch den geschmolzenen Schnee befruchtet wird, in welchem durch die Zusammenwirkung von Hitze und Kälte Leben entsteht. Der Fisch, der den grauen Rock an die Oberwelt bringt, hat den Schwan ersetzt, es ist damit symbolisch die Wiederkehr des Gottes aus der Unterwelt ausgedrückt, die ja im Frühling, Hornung oder Februar stattfindet.

Doch gehen wir zur Betrachtung Orendels über. In der Vorrede zum alten Heldenbuche heisst es von ihm, er sei der erste (grösste) Held gewesen, der je geboren ward. Im Liede ist Orendel einer der drei Söhne König Eigels von Trier. Egil war aber, dem eddischen Wielandsliede zufolge, ein Bruder Wielands, ein Sohn des Riesen Vade, den König Vilkinus mit einer Meerfrau, Wachildt genannt, erzeugte.*) Egil hatte, gleich Wieland, eine Schwanjungfrau zum Weibe genommen, er gehörte also in zwiefacher Hinsicht dem Wasserreiche an. Da nach Grimm (Schlegels Museum S. 59) Eltern, Kinder und Geschwister gegenseitig ihre Namen und Fabeln wechseln, so wird

*) Vilcinasage c. 18, Heldens. S. 175 f. Wate findet sich auch in der Gudrun. Heldens. S. 330, vgl. Haupts Zeitschrift II, S. 283.

auch die Gestalt Wielands der seines Bruders Eigel Licht verleihen. Und das ist uns besonders wichtig, dass sich Wieland (Vilk. S. c. 20) aus einem Baumstamme einen Nachen zimmerte und über Meer schiffte. Er ist also ein Schiffer, wie Orendel, Sceaf und der Schwanenritter, wahrscheinlich identisch mit dem Schiffer Eise, der im Orendelliede wie in einem Gedichte von Sct. Oswalds Leben eine Rolle spielt. Merkwürdig ist, dass in diesem Gedichte ein Ring im Magen des Fisches erscheint (Simrocks Orendel S. XXIV) während dort der Rock von einem Fische getragen wird. Schwankleid und Schwanring gehören aber zusammen; die Dichter beider Lieder schöpften aus einer Quelle, welche die mythischen Züge noch unverdorben erhalten haben musste.*) Mit dem hier auftretenden Eise berührt sich aber der Fährmann Else im Nibelungenliede, wo Hagen selbst zum Todtenschiffer wird. Schiffer Eise steht der von Tacitus erwähnten Isis, die vielleicht von deutschen Stämmen Ise (davon Isenland) genannt wurde, zur Seite, was wir schon aus dem ihr beigegebenen Schiffe schliessen dürfen. Seeanwohnenden Völkern musste das Verschwinden der Sonne im Meere, wenn es Abend geworden, als eine Fahrt des Sonnengotts in die Unterwelt erscheinen, während sie im Winter die belebende Wärme in den Banden des Frostriesen, des Drachen, gefangen sich denken konnten. Fiel das Laub von den Bäumen, welkten Blumen und Gras, so wussten sie, dass der Gott in die Unterwelt gehe, um aufs Neue seine Werbung um Frau Breide, die leuchtende Göttin, zu beginnen. Das Sterben der Natur, wie es sich im Beginn des Winters zeigt, wird aber gerade durch den Apfelschuss Eigils symbolisch ausgedrückt. Vilkinasage berichtet uns c. 27 darüber Folgendes:

„In dieser Zeit kam der junge Eigil, Wielands Bruder, an König Nidungs Hof, dieweil Wieland nach ihm gesendet hatte. Eigil war einer der wackersten Männer und hatte Ein Ding vor Allem zum Voraus: er schoss mit dem Bogen besser, als irgend jemand Anders. Der König nahm ihn wohl auf, und war Eigil da lange Zeit. Da wollte der König einstmals versuchen, ob Eigil so schiessen könnte, wie von ihm gesagt war, oder nicht. Er liess Eigils dreijährigen Sohn nehmen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen und gebot Eigiln, danach zu schiessen, so dass er weder darüber hinaus, noch zur linken, noch zur rechten vorbei, sondern allein den Apfel träfe;

*) Die Vergleichung Beider bei Simrock a. a. O.

nicht aber war ihm verboten, den Apfel zu treffen, weil man wusste, dass er schon von selber es vermeiden würde, wenn er irgend könnte, und auch nur einen Pfeil sollte er schiessen und nicht mehr. Eigil nahm aber drei Pfeile, befiederte sie, legte den einen auf die Sehne und schoss mitten in den Apfel, so dass der Pfeil die Hälfte desselben mit sich hinwegriss und Alles zusammen auf die Erde fiel. Dieser Meisterschuss ist lange hochgepriesen worden, und der König bewunderte ihn auch sehr; und Eigil ward berühmt vor allen Männern und man nannte ihn Eigil den Schützen. König Nidung fragte Eigeln, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur verstattet worden, Einen zu schiessen. Eigil antwortete: „Herr, ich will nicht gegen euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem einen Pfeile getroffen hätte, so waren euch diese beiden zugedacht.“ Der König nahm dieses gut auf und dünkte Allen, dass er biederbe gesprochen hatte.

Dass diese Sage sich in der Erzählung vom Tell verjüngt hat, dürfte bekannt sein.*) Sie kommt in verschiedenen Ländern vor; der beste Beweis, dass ihr Ursprung ein mythischer ist. Eigil wird der Himmelsgott in seiner Eigenschaft als Todtengott sein, der seinem Sohne den Apfel der Verjüngung vom Haupte schiesst, wie die weisse Frau ihre Kinder tödtet. Idhun, die Gemahlin Bragis, die als Alfin mit der Natur in innigem Zusammenhange steht, besass die Aepfel, welche den Göttern immerwährende Jugend erhielten. Sie ist die Göttin, welche in dem frischen, jungen Sommergrün waltet, und kann mit Persephone, dem blühenden Kinde der Demeter, verglichen werden. Im Herbst, wenn die grüne Pflanzenwelt von der Erde verschwindet, kommt sie nach der mythischen Anschauung durch Loki in die Gewalt des Riesen Thiassi, dem sie aber im Frühjahr durch denselben Gott wieder entrissen wird.**) Als Idunas Aepfel geraubt wurden, erschienen die Asen grauhaarig und alt. Und endlich berichtet Saxo Grammaticus (Hist. Danor. X, p. 185) von Palnotoke, der eine Haselnuss von seines Bruders Biorn Haupte schiesst. Die Nuss ist wie der Apfel Symbol des neuen Lebens, also der Wiederschöpfung;

---

*) Grimms Myth. S. 355 f. Simrocks Orendel S. XV. Die Literatur bei Grässe: Sagenkreise des Mittelalters. S. 62 f.

**) W. Müller, altd. Religion S. 281. Uhland, Sagenforschungen, I. S. 123 ff. Müller, Nibelungens. S. 86. Märchen wissen von goldenen Aepfeln, die auf dem Baume des Lebens wachsen. K. M. Nr. 17. 121. Durch den Apfelbiss ist der Tod in die Welt gekommen.

erst muss aber das alte durch die Hand des Todesgottes gefallen sein, ehe ein neues entstehen kann.

Dass man sich im Mittelalter den Tod als Schützen mit Pfeilen dachte, geht aus der Stelle des Titurel 3770 hervor, wo es heisst: „des todes strahle (Pfeile) hat sie par versniten.“ In der Bibel finden wir eine gleiche Auffassung, denn Ps. 91, 3—6 tritt der Tod als Jäger mit Stricken und Pfeilen auf. Sein Botenstab war früher ein Speer, den er warf, ein Pfeil, den er vom Bogen entsandte. Bemerkenswerth ist Renner 24,508: „wirt dem des Todes Sper gesandt.“ Freid. 177,211: „der Tôt gât her, der widerseit uns an dem sper.“ Vgl. Myth. S. 805. Odin führte nach seinem Speer den Beinamen Gerhard. (Simrocks G. Gerhard S. 134). Wallhalls Dach ist von Speerschäften gebaut (Grimnismal=9), und in nordischen Sagen wird Odins Speer über die Feinde geschleudert, um den Tod in ihren Reihen zu verbreiten. Eigil, der Pfeilschütze, führt auf einen ältern Gott zurück, der als Herr über Leben und Tod erscheint und sich im Gibich der Heldensage wie der Volkssage wiederfindet.

Wie das Siegfriedslied berichtet (V. 16) wohnte zu Worms ein König, Gibich genannt. Dieser erscheint im Waltharius, im Biterolf und im Rosengarten, während im Nibelungenliede Günther seine Stelle eingenommen hat. Im Waltharius geben drei Könige, Gibicho, Alphero und Herich ihre Kinder dem Attila als Geissel. Gibicho ist König der Franken und wohnt in Worms. (V. 14. 116. 471) Sein Sohn Günther erbt das Reich nach seinem Tode (V. 117). Im Biterolf heisst der Vater der zu Worms residirenden Könige Dankrat; der Dichter muss aber, wie schon W. Grimm (Heldens. S. 129) andeutet, auch den Namen Gibich gehört haben, denn er lässt, um den Widerspruch zu heben, beide gemeinschaftlich oder nach einander herrschen:

> 2614 .... junger fürsten der sint drî
> Vogte über disiu lant. Wormez ist ein stat genannt,
> da diu Dankrâtes kint mit grôzer ritterschafte sint.
> Auch liez ein gesinde dâ Gibche, daz man anderswâ
> bezzer ritter selten vant. Sie bêde hoeten disiu lant.

Dankrat (Gibichs) Söhne*) hiessen Günther, Gernot und Giselher. Letzterer kommt selten vor und wird das Kind genannt. (6788)

*) J. Grimm meint, Dankrat und Gibiche liessen sich identificiren, da in Dank: gratiae, grates in gëbe munus, gratia liegt, so dass Dankrât munificies, gratiosus aussagen könnte.

Sie sind Könige der Burgunden, einigemale heisst es auch der **Franken** oder **Rheinfranken**, eine Bezeichnung, die auch in der Klage vorkommt. Im Rosengarten herrschen Gibich und seine Söhne zu Worms am Rhein. Von Giselher und Dankrat ist keine Rede. (Heldens. S. 247.) Auch im Anhang zum Heldenbuch wird von Gibich berichtet, der Worms und das umliegende Land beherrschte. (Das. S. 287). Im Meister-Gesangbuch (das. S. 312) wird Gibich ein Fürst am Rhein genannt. Im Nibelungenliede sind die Beherrscher von Worms Burgunden. Diese hatten vor ihrer Ausbreitung in dem Süden dort enge Wohnsitze (Joh. Müller, Schweizer Gesch. I. 87—89). W. Grimm weisst (Heldens. S. 66) aus einer Urkunde vom Jahre 775 einen jetzt verschwundenen Ort Burgunthart in der Gemarkung von Heppenheim, nahe bei Worms, nach.

Nun erinnert J. Grimm in Haupts Zeitschrift (I. S. 572) an Felsen und Waldhügel, die von Gibika, welches dator, largitor bedeutet, den Namen haben. So der Gibichenstein bei Halle an der Saale, der Gebekenstein bei Nienburg an der Weser, der Hübichenstein auf dem Harz, die Gebichskoppe bei Niederaula und Gebichsborse bei Wetter, beide in Hessen gelegen, also in Gegenden, wo Sueven sassen oder doch benachbart waren, denn der Wald Barenis oder Harz bildete die Grenzscheide zwischen Cheruskern und Sueven (Cäsar gall. Krieg. 4, 19) und durch Hessen bis zum Rhein und von da bis zur Lahn dehnte sich ihr Besitzthum aus. (Wiltersheim, Vorgeschichte S. 85). Grimm erkennt in Gibica (Gibich) den höchsten Geber aller Güter, den Himmelsgott, den Spender des Lebens und des Todes. Bei Harrys (Nieders. S. II. 1) heisst es von Gibich: „Vor alten Zeiten hat sich in der Gegend um den Hübichenstein bei Grund der Hübich sehen lassen. Nämlich, tief unter dem Hübichenstein da haben die **Zwerge** ihre Wohnung und der Gübich ist ihr **König**. Er ist rauh von Haar wie ein Bär und hat ein sehr altes Gesicht. So hat er sich vor alten Zeiten den Leuten gezeigt. Wem er gut gewesen ist, **dem hat er viel Reichthum** bescheert; aber wer ihn beleidigt, oder sonst seinen Zorn erregt hat, dem hat er manches Ungemach zugefügt. Er hat auch alle **heilsamen Kräuter** auf dem Harze gekannt und manchem dadurch zur Gesundheit verholfen; aber er hat es nie zugeben wollen, dass Jemand auf den Gübichenstein gestiegen ist. **Der Gübich ist eigentlich von kleiner Statur, kann sich aber auch ausrecken.**

In einer andern Sage (das. Nr. 18) erscheint der Gübich als kleines Männlein mit eisgrauem Barte, der einer armen Frau silberne Tannäpfel und einen Büschel Kräuter schenkt, von denen sie ihrem kranken Manne eine gesundheitbringende Arznei kocht. Eine dritte (Nr. 21) lässt ihn als Beherrscher der Unterwelt erscheinen, wo er über ungeheure Schätze gebietet und von Zwergen und Zwerginnen bedient wird. Aus einer Braupfanne beschenkt er den Förstersohn, der in sein unterirdisches Schloss gekommen ist, reichlich, er tritt also auch hier als Geber, als Gabenspender, als wahrer Gibiko auf, ganz der Vorstellung angemessen, die man sich von dem Himmelskönig macht. In der Unterwelt gebietet er als König der Zwerge oder Elbe über die Schätze der Erde; auf der Oberwelt erscheint er als Mann mit grauem Barte wie Odin. Wenn er sich von Elben oder Elbinnen bedienen lässt, so erinnert das W. Müller (Altd. Religion S. 189) an die Walküren, die den Göttern Meth einschenken, zugleich aber Odins Todtenwählerinnen sind, die in der Schlacht Gefallene nach Walhalla führen. Wate, der Vater Wielands und Eigils, war gleichfalls der Arzneien kundig, wie Gübich, und wenn dieser sich ausrecken, also vom Zwergen zum Riesen werden konnte, wie Regin, so ist für uns bedeutsam, dass Wate auch ein Riese war, obgleich sein Sohn Wieland zum Zwergengeschlechte gehörte. Der Tod streckte die Leichen, weshalb er in mittelalterlichen Gedichten Streckebein genannt wird. Gibich von Worms hatte dem Siegfriedsliede zufolge drei Söhne: Günther, Girnot und Hagen, und eine Tochter, Chrimhilde genannt. Hagen ist nach der Vilkinasage der Sohn eines Albs (c. 150, 365); er hat ein gespenstisches Antlitz, ist gross von Wuchs, einäugig, von hartem heftigem Gemüthe und grimmigem Aussehen; diesem finstern düsteren Wesen steht der lichte freundliche Siegfried gegenüber. Chrimhilde wird auch bald mild, bald finster geschildert; die milde Seite Hagens ist als besondere Person in die Heldensage übergegangen. Sein Name verräth, dass er Todtengott ist; Odenheim, der Ort, wo er den Siegfried erschlägt, ist odashêm, wie im Heliand die Unterwelt genannt wird. Brunnen und Linde stehen zu ihr in Beziehung; Holdas Brunnen bei Schweinfurt heisst sogar Lindenbrunnen. Gibicho, Hagens Vater, der wie der griechische Todtenführer Hermes ein Geber ist, fällt mit dem alten Nibelung zusammen, dessen Tochter der Hvenischen Chronik (Heldens. S. 305) zufolge Gremild (Chrimhilde) war. Des Schatzes, den Nögling zu Hammersbirg besass, erwähnt das Siegfriedslied. Dort heisst der Be-

sitzer Nybling: seine drei Söhne hüten nach dem Tode des Vaters den Hort im Berge, bis ihn Siegfried gewinnt. Im Nibelungenliede wie in der Vilkinasage heisst aber Hagens Vater Aldrian, verderbt aus Albrian, wie Albrich im Liede von Ecken Ausfahrt genannt wird. (Heldens. S. 216) Alberich und Albrian sind im Nibelungenliede zwei verschiedene Wesen; im Grunde waren sie eins, und nur eine spätere Zeit hat sie getrennt, damit Unkenntniss und Mangel an Verständniss der Sage sie wieder zusammen bringen sollte. Im Nibelungenliede besitzt Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe, also den Helmantel. Diesen hat im Siegfriedsliede Zwerg Eugel, der aber mit Gibich und Nibelung identisch ist. Zwerg Alban im Orendelliede gehört gleichfalls hierher. Im Otnit erscheint Elberich bald als wilder Zwerg, der in Berghöhlen haust und dort schmiedet, bald in glänzender Gestalt als König des Elfenreiches. Als Schwerter- und Panzerschmied hat er sowohl den Balmung als Otnits Rüstung verfertigt. (Heldens. S. 220, 274.) Balmung ist aber nicht der ursprüngliche Name des Schwertes, der erst zur Zeit der Kreuzzüge aufgekommen. (Mone Unters. S. 147.) Die Vilkinasage berichtet, (c. 40), Zwerg Alfrik (Alberich) der berüchtigte Dieb, habe das Schwert Eckesachs unter der Erde geschmiedet und es im Flusse Trey gehärtet. In dem Gedichte von Ecken Ausfahrt schmieden drei Zwerge das Schwert Eckesachs. Das brachte W. Grimm auf die Vermuthung, Alberich sei der Bruder Wielands, des kunstreichen Zwerges (Heldens. S. 65) dessen Bruder Egil im Eugel des Siegfriedsliedes, wie im Eigil des Orendelliedes zu erkennen ist. Jener von der Vilkinasage erwähnte Dieb Alfrik ist der Elbegast, der Karl den Grossen zum Stehlen verleitete, und als solcher der Meisterdieb Agez des Reinmar von Zweter. (Mone Unters. S. 140.) Nun heisst Hagens Vater im Waltharius, wo der Name Gibich gleichfalls vorkommt, Agazj, welchen Namen Lachmann (Kritik der S. von den Nibelungen S. 345) mit diesem Diebe Agez zusammenstellt und eine Beziehung desselben zum nordischen Meergott Oegir annimmt.

W. Müller (Nibelungens. S. 65) denkt bei Fafnirs Schrecken erregenden Oegishelm, den er von seinem Vater Hreidmar überkommen, an eine Identität dieses Jotun mit dem Meerriesen Oegir. Unter Hinweis auf Lachmanns Aeusserung bemerkt er: „Danach wäre allerdings Hagen desselben Geschlechts wie Hreidmar. Doch ist Grimm der Meinung, es müsste gelingen, für Oegir eine altnordische Form Oegti oder Egti aufzufinden. Hinge der Name Agazi mit dem altnordischen

Riesen- oder Adlernamen Eghdir zusammen, so wäre Hagen der Sohn eines Sturmriesen (denn den Wind dachte man sich allgemein als einen Jötun in Gestalt eines Adlers), und es würde sich auch von dieser Seite eine Verwandtschaft Hagens mit Hreidmar bestätigen, da die nordischen Sturm- und Meerriesen Kari und Aegir oder Hlr Brüder sind. Nach der Analogie verwandter Sagen könnte man sich selbst versucht fühlen, Hagen gradezu mit Hreidmar zu identifiziren: aber unsere Quellen berichten, dass dieser von Fafnir getödtet wurde."

Der Mord des Vaters scheint der Sage nicht ursprünglich zu sein. Er kam später hinzu, um den Erwerb des Schatzes zu motiviren.. Der Adler ist als Symbol des Himmelsgottes bei Odin, dem Herrn des Windes und Sturmes, nachzuweisen, da er sich auf der Flucht vor Söttungr in einen Adler verwandelt. (Müller altd. Rel. S. 206.) Der Riese Hransvelgr sitzt in Adlersgestalt an des Himmels Ende, von seinen Flügeln kommt aller Wind über die Menschen. (Myth. S. 599.) Karl der Grosse hatte auf seinem Palaste zu Aachen einen ehernen Adler aufgestellt, zwischen welchem und dem Winde irgend eine Beziehung waltete. Bei Grimm (a. a. O. S. 600) kann man noch Weiteres über die genaue Verbindung des Adlers mit dem Sturmwinde nachlesen. Er folgert mit Recht aus dem Wahne, wenn Jemand sich aufhänge entstehe Sturmwind, dass der raubgierige Vogel, der Adler sich nahe, um sich der Leiche zu bemächtigen. Odin, der als Todesgott vor dem wüthenden Heere auf seinem Rosse gleich der Hel dahinbraust, repräsentirt anderseitig wieder den durch die Luft heulenden Sturmwind, und wenn sich das Volk diesen als ein gefrässiges, hungriges und diebisches Wesen denkt, so liegt die Vergleichung mit dem unersättlichen Tod sehr nahe.

Dass dieser ein Dieb ist, der unversehens in der Nacht kommt und uns oft das Kostbarste und Theuerste entführt,*) stellt ihn auch wieder mit dem Agez, dem Meisterdieb zusammen, in dem schon W. Müller (Nibelungens. S. 65) den Sturmwind erkannte, der oft unversehens Gegenstände vor unsern Augen wegnimmt, ohne dass wir sie sehen. Agez ist = Aegir, dem Meergotte. Auch der Wassermann raubt die Menschen, (Grimm D. S. N. 66) und noch heute lebt der Glaube im Volke, gewisse Flüsse müssten jedes Jahr einen Menschen als Opfer haben. (das. Nr. 78, 79.) Agez ist aber auch = Eugel,

*) Do kam der Tôt als ein diep und stal dem reinen wîbe daz leben uz ir libe. Wigal. 8033.

der die Tarnkappe, den bergenden, verhehlenden Mantel, das weisse Hemde, den grauen Rock besitzt. Eugel ist endlich wieder identisch mit König Eigel von Trier, dem Vater des Helden Orendel und von ihm wird dieser den Hehlmantel überkommen haben, um damit seine Brautwerbung zu beginnen. Dass Eigel ein Todesgott sei, haben wir aus der Erzählung vom Apfelschuss gesehen; diese Eigenschaft ergiebt sich aber auch schon aus der Vergleichung mit Gibich, der dem Eigel vollkommen entspricht.

Grimm, Mone und Simrock haben an die Eigelsteine zu Köln, Mainz und an das Grabmal der Secundiner zu Igel bei Trier erinnert und sie auf Eigel bezogen. Der Eigelstein zu Mainz war ein dem Drusus zu Ehren errichtetes Todtenmal. Wenn eine Sage berichtet (Simrocks Rheinland S. 121) der Eigelstein sei auf das Grab eines heidnischen Königs, der nicht an die Auferstehung glauben wollte, errichtet worden, damit er so leicht nicht wieder herauskomme, so erinnert das an die Unerbittlichkeit der Unterwelt und speziell der Todesgöttin Hel, die ihre Beute festhält. Vielleicht gaben die Franken jenen Todtenmalen, in Erinnerung an den Todesgott Eigel, den Namen Eigelstein. Das Dorf Igel bei Trier ist sehr alt. Der Sage zufolge reichte Trier in alten Zeiten viel weiter wie heute, und stand das Secundinerdenkmal früher auf dem Marktplatze dieser gewaltigen Stadt, über welche Orendels Vater als König herrschte.

Allem Anschein nach gehörten die Trierer zu demselben Volke, das sich später in die Stämme der Vangionen, Nemeter und Triboker schied. Grimm schliesst (Gesch. d. d. Sprache S. 347) aus der Trilogie dieser Namen auf einen den drei Stämmen gemeinsamen Waldcultus.*) Worms mit seinem Rosengarten, Speyer mit seiner Todtenstadt, Strassburg mit der Sage, es würde dort einmal eine Schlacht geschlagen werden, dass die Rosse bis an die Kniee im Blute stehen würden, (Stöber Els. Sagenbuch S. 370) steht Trier keineswegs nach, denn dort soll dem Orendelliede zufolge (V. 3188—94) das jüngste Gericht gehalten werden. Es ist das eine Erinnerung an den letzten Weltkampf, der mit der blutigen Schlacht bei Strassburg in Verbindung steht**) und in einer weitern Sage von der Mosel ihre

*) Viri in Treviri ist so gut das Grün, der Wald, wie bocki in Triboki. Zeus 216, 320. Die vier Stämme zwischen Rhein und Mosel werden Waldbewohner gewesen sein.

**) Auch bei Köln soll eine Schlacht durch die Türken geschlagen werden.

Ergänzung findet. In der Königskaul auf der Bergkron' nahe bei Trittenheim, die daher den Namen hat, dass dort ein Kaiser gekrönt worden, ist ein deutscher König mit seinem Heere versunken. Er sitzt in der Tiefe an einem Tische von rothem Sandstein und schläft. Wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, dann steht er mit dem Heere wieder auf, kommt bei Neumagen am Zweibrücker Hof heraus, und schlägt die Türken. Ist dieses geschehen, so wird der Antichrist kommen und die Welt geht unter. (Wolfs Zeitschrift I, S. 189.) Man sieht, welche mythische Vorstellungen sich hier an Neumagen knüpfen, wo Kaiser Constantin eine Burg hatte. Dieser, der gewöhnlich in Trier residirte, scheint die Uebertragung der Sage nach Neumagen bewirkt zu haben, denn einer andern Sage zufolge, (Meine Mosels. Nr. 50) sitzt sein Gegner Maxentius mit seinem Heere im Berge bei Neumagen und wird erst am jüngsten Tage daraus hervorgehen. Die Schlacht, die Constantin der Grosse seinem Gegner Maxentius lieferte, fand aber nicht an der Mosel statt. Mythische Züge haben sich an historische Gestalten angeheftet. Wir sind aber zu dem Schlusse berechtigt, dass von Trier der Glaube ging, ein Gott, der dort im Berge (in der Unterwelt) sitze, werde zum letzten Weltkampfe hier erscheinen und dann der Weltuntergang erfolgen. Wer dieser Gott ist, dürfte leicht zu ermitteln sein. Auf der östlichen Wand des Trierschen Thales erhebt sich ein Hügel, vom Volke zur Erinnerung an Franz von Sickingen, der dort seine Schanzen hatte, das Franzenknüppchen genannt. Die Zeitbücher der Trierer berichten, dass Trebeta, der Begründer Triers, von seinem Sohne Hero auf jener Höhe unter einem tumulus bestattet worden, und dass man ihn als einen Gott verehrt habe.*) Martin Crusius erzählt in seinen Annales Suevici (Frankfurt 1595) p. 3 Folgendes: „Tuisko war der erste König der Germanen, sein Sohn hiess Mannus. Mannus hatte unter andern Söhnen einen, der Trevir hiess, welcher die am Rhein und an der Mosel gelegenen Städte: Trier, (obschon Andere sagen, dass es von Trebeta, dem Sohne des Ninus und der Semiramis gebaut sei,) Mainz, Worms, Speyer, Strassburg, Basel, Metz angelegt haben soll. Trier, sagt man, ist die älteste Stadt Deutschlands, ge-

*) Gesta Treviror. ed. Wyttenbach et Müller vol. I, pag. 5. Trebeta mortuo, Hero filius in principatu successit, qui patrem secundum ritum gentilitatis igne combustum in vertice Jurani montis tumulavit, cui etiam aras instituit et sibi subiectis, ut Deum, adorare praecepit.

baut zur Zeit Abrahams." Auch Königshofen, die Chronik von Sct. Denys, die gereimte Weltchronik von Rudolph von Ems um 1250, sowie spätere Schriftsteller, wie Aeneas Sylvius, Trithemius, Münster u. A. kennen diese Sage. (Vgl. Stöber Els. S. S. 363.) Königshofen benennt die ersten Bewohner jener Gegenden immer mit der gemeinschaftlichen Bezeichnung: „die von Triere." Obgleich diesen Chroniksagen auch keinen grossen Werth beizulegen ist, so muss man ihnen doch einige Aufmerksamkeit schenken. Zunächst ist die gemeinsame Abstammung der vier rheinischen Völker von Tuisko und seinem Sohne Mannus, den die Germanen in alten Liedern feierten; (Germ. c. 2) dann die Nachricht, dass die Trierer der herrschende Stamm gewesen seien, was uns hier beschäftigen soll. Trebeta oder Trevir, den die Trierer als Gott verehrten, wird der Mannus des Tacitus sein, den die Germanen in alten Liedern feierten. Trevirs Sohn Hero, auf den die Sagen vom Vater übertragen wurden, wird gleich diesem in den Berg gegangen sein, wie Freir und Eticho der Welfe. Hero ist das männliche Seitenstück zur Hera, von der Gobelinus Persona berichtet, dass sie nach sächsischem Glauben in den Zwölften durch die Luft fliege und Ueberfluss zeitlicher Güter verleihe; (Myth. 232) in der wir Holda, Herka und Berchta, aber auch Freir erkennen, obgleich dasselbe auch von einer ältern Gottheit erzählt worden sein kann. Hero ist aber der alte Schwert- und Kriegsgott Heru, Zio oder Tyr, der von Odin aus seiner Stellung als oberster Himmelsgott verdrängt worden ist, von dem die Rune Eor den Namen hat und auch gewiss die westphälische Eresburg oder Heresburg, in deren Nähe die Irminsul errichtet war. Er ist der Heru oder Cheru, von dem die Cherusker den Namen ableiten, die den Sygambern und Chatten nahe wohnten, und wird als Kriegs- und Todesgott Schwert, Pfeil und Speer besessen haben. Seine Gemahlin ist die Erka, (Anhang Nr. II) die anderwärts Bertha oder Breida ist, und wie diese dem Ackerbau als Erdenmutter vorstand, so wird dem Hero das flammende Rad, das Sonnenrad, im Frühling vom Pulsberge gerollt worden sein, bei dem die Weber so bedeutsam thätig waren. (Meine Mosels. S. 416 ff.) Sct. Christoph, der in Trier als Wahrzeichen der Stadt gilt und am ersten Hause in Stein ausgehauen steht,*) ist auch dort Spender des Ehesegens, denn noch vor wenigen Jahren wurde von Trier aus nach Klausen gewallfahrtet, wo ein Theilchen

*) Vgl. über Christophs Beziehungen zu Wate Simrocks Handbuch §. 73, 76.

von der Statue des Heiligen abgeschabt und in Wein genossen, die Fruchtbarkeit bewirken sollte.

Alles, was wir über Trier in Erfahrung bringen, berechtigt uns zur Annahme, dass früher hier ein den deutschen Stämmen gemeinsames göttliches Wesen verehrt wurde, das in verdunkelter Gestalt in die Heldensage überging, nachdem Odin ihm Licht und Glanz genommen hatte. Vom Kriegs- und Schwertgott konnte auch das Heldenbuch berichten, er sei der grösste Held gewesen, der je geboren ward. Die Siegfriedsage weist durch die Genovefalegende nach Trier, wohin Hagen nach jenem kühnen Seezuge der Franken gelangt und König geworden sein soll. Die Familie von Hagen ist im Erzstifte Trier uralt. Erstere lieferte ihm sogar einen Erzbischof und Kurfürsten. Und endlich erzählt man zu Trier von Sct. Wendel, dessen Namen in Orendel (Or-wentil) liegt, er sei Abends in einer Bütte über den Weiher bei der Hungerburg gesetzt, grade wie Siegfried in einem Methgefässe auf den Fluthen trieb. Sct. Helena, die im Orendelliede den grauen Rock wirkte, erscheint in Euren bei Trier im Brunnen wie Frau Holda; ja sie ruft denselben durch den Schlag ihres Stabes aus dem dürren Boden hervor*) und ist sogar Urheberin des Todtenmals bei Igel, da es die Stätte anzeigen sollte, wo sie von ihrem Bruder Constantin Abschied nahm. Diese Angaben, mehr oder minder entstellt oder verwischt, sind Mythenreste, die wie Sommerfäden durch die Lüfte flattern. Und wenn Genovefa zu Trier ihren Trauring ins Wasser senkt, so geschieht dieses auch in Trier von einem Bischofe, und zwar auf der Moselbrücke, (Mosels. Nr. 34) wo ein Fisch den Ring zurückbringt, der Todesanzeichen für den Reuigen ist.

Von einer Brautwerbung um ein Wesen, das im fernen Lande, im Osten oder im Oriente weilt, weiss die Heldensage mancherlei zu erzählen. Das Gedicht von Otnit berichtet die Brautfahrt des Helden zu der von ihrem eigenen Vater eingeschlossenen Sidrat. Hugdietrich wirbt, in Frauenkleidern vermummt, um die schöne Hildburg, Tochter des Königs Walgunt zu Salnecke, die er in einen Thurm gesperrt hatte. In der Gudrun erscheint die von ihrem Vater eingeschlossene Hilda, um welche ursprünglich König Hettel geworben haben mochte. Günther wirbt um Brunhilde, die Odin in den Zauberschlaf versenkt oder vielmehr in das Schloss mit der wabernden Lohe einge-

*) Der heil. Werner steckt seinen Stab in die Erde und dem trockenen Boden entspringt plötzlich ein Quell. (A. J. Weidenbach Bacharach S. 16.)

schlossen hatte. Wilhelm von Oesterreich wirbt oder lässt werben um die schöne Aglie (Haupts Zeitschr. I, 214); Rüdiger von Bechelaren erwirbt für Etzel die Herke. Allen Erzählungen wird das Vermummen, das Verbergen der ursprünglichen Gestalt, eigenthümlich gewesen sein, ein Zug, der sich noch in vielen deutschen Sagen und Märchen erhalten hat. Bei Siegfried finden wir die unsichtbar machende Tarnkappe, bei Orendel den grauen Rock, der zu dieser Verbergung der eigentlichen Gestalt diente. Der treue Johannes und der König ziehen auf ihrer Fahrt zur Königstochter vom goldenen Dache Kaufmannskleider an, um sich unkenntlich zu machen. (K. M. Nr. 6.) Für einen Kaufmann giebt sich auch Otnit aus; wahrscheinlich hatte er die entsprechende Tracht angelegt, und Fruote verlockt als Kaufmann durch seine kostbaren Waaren die Hilde. König Rother kommt verkleidet auf seiner Brautfahrt nach Constantinopel und legt sich den Namen Dietrich bei. Und verkleidet entführt Rüdiger, der sich Siegfried nennt, nach der Vilcinasage (c. 72 ff.) die Herke. Dass Hugdietrich in Frauenkleidern aufgetreten sei, wurde schon angedeutet. In verschiedenen Märchen kommt der erwartete Held, der Verlobte der Jungfrau, als Bettler. (K. M. N. 57, 101.) Alle diese Verhüllungen der wahren Gestalt scheinen von der Unterwelt, die der Gott oder der Held betreten sollte, geboten zu sein. Ohne diese Vermummung oder Verlarvung konnte er nicht zu seinem Zwecke gelangen und doch wurde sie die Ursache, dass die Geliebte sich gegen den Werber sträubte, der erst den Hehlmantel oder das Hehlgewand ablegen sollte, ehe er ihrer Minne froh werden konnte. Wolfdietrich ist so lange gegen eine Vermählung mit der rauhen Else, bis diese im Jungbrunnen badet und dort ihr rauhes Fell, das Schwanenkleid, ablegt. Wieland und seine Brüder heirathen auch die drei Schwanjungfrauen, nachdem sie ihnen die Schwanenhemden genommen hatten. Als sie dieselben wieder erlangten, wurde auch die Vermählung aufgelöst. Wir schliesen daraus, dass die Vermummung nöthig zur Fahrt war, dass sie aber aufhören musste, sobald die Vermählung eintreten sollte. Diese selbst hatte mit der Unterwelt nichts zu schaffen; sie gehörte der Oberwelt, dem Reiche des Lichtes, des Frühlings an, denn im Mai erst tritt die Zeit der Minne, der Freude, der bräutlichen Seligkeit ein, während in den vorhergehenden Monaten, besonders im Februar, die verborgene, verlarvte Hel oder Hilde, die Chrimhilde, im Oriente, am heiligen Grabe, in der Unterwelt waltet. Orendel, mit dem grauen Rock bekleidet, erscheint auch in unschein-

barer Gestalt vor Frau Breide. Eine wirkliche Vermählung wird dort auch nicht vollzogen; ein blosses Schwert trennt die Beiden und zum Ueberfluss erklärt Frau Breide, keusch bleiben zu wollen. Am Schlusse des Gedichtes erfahren wir sogar, dass ein Engel die Vermählung für immer verbietet.

Der Zug der Verkleidung ist mitunter so missverstanden worden, dass an Stelle des in anderer Gestalt erscheinenden Gottes oder Helden ein neues Wesen, etwa ein Freund auftritt, der die Werbung besorgt. So wirbt Skirnir für den Freir bei der Gerdha, so Rüdiger für Etzel. Gerdha, die Tochter des Riesen Gymir und Schwester des Beli, ist mit Rindr, der winterlichen Erde identisch. (Simrocks Handbuch S. 361.) Beli ist Müller (Nibelungens. S. 91) zufolge, der brüllende Sturmwind, der brüllende Stier, mit dem Stürme öfters in der nordischen Mythologie symbolisirt werden.*) Nun hält aber Simrock (Handbuch S 17) die Rindr zu Rind, armentum, und erinnert an das Buhlen des Zeus als Stier mit der Europa, die vielleicht als Kuh gedacht worden ist. Rindr wäre dann unsere Frau Gaue; als winterliche Erde ist sie aber die strahlende Göttin Berchta oder Breide, um die der Himmelsgott wirbt. Nach der Erzählung des Saxo erscheint Odin in allen möglichen Gestalten beim Vater der Rinda; er hat sein Gesicht, wie ein alter Mann, durch den Hut verhüllt, tritt dann als Handwerker in Weiberkleidern auf, und Rinda sträubt sich gegen seine Zumuthungen, bis sie der List unterliegt. Nach der jüngern Edda erschien Odin mit dem Blitze und in Wolken gehüllt, wie Zeus mit Donner und Blitz zur Semele herabstieg und wie er in Wolken gehüllt, sein Beilager mit der Hera feiert. (Homer II, XIV, 343.) Wir haben aber den grauen Rock oder Mantel als den Wolkenmantel des Himmelsgottes gedeutet. Wie beim Saxo Odin als Schmied erscheint, so schmiedet auch Siegfried und Wieland, welcher Letztere ja auch der Tochter des Königs Nidung Gewalt anthut. Das Schmieden ist (analog dem Spinnen der Göttin) als die Thätigkeit des Gottes im Winter aufzufassen. (Müller Nibelungens. S. 112.) Der Name der Rindr, sowie ihre Eigenschaft, passt denn auch vollkommen zu dieser Erklärung. Vali, der Sohn Odins und der Rindr, ist der Frühlingsgott, oder vielmehr Gott der Saaten, der den Tod seines Bruders Baldr an

*) In einer holsteinschen Sage (D. S. Nr. 96) wühlen zwei Ochsen mit ihren Hörnern in einem Sandberge, wodurch bewirkt wurde, dass ein mächtiger Sturmwind denselben über ein nahegelegenes Dorf hinwehte.

Hödr, dem personifizirten Winter, rächt.*) Uhland deutet (Sagenforschungen I, S. 47) den Namen Oervandil als: der mit dem Pfeil Arbeitende, Anstrebende, der Fruchtkeim, der, wenn einmal die Saat grünt, bald auch hervorschiessen wird, und den Namen seiner Gattin Grôa als das Wachsthum, das Saatengrün. Ein Pfeilschütz war Eigel, Orendels Vater, in dem wir den Unterweltsgott erkannten. Wie dieser den tödtlichen Pfeil nach dem Haupte des eigenen Sohnes richtet, so finden wir das Tödten der Kinder in der Sage von Kunigunde von Orlamünde, und in der Heldensage wieder. Wieland erschlägt zwei Knaben, die Brüder seiner Gattin, und Wittich die Söhne Etzels und der Herka. Das alte Saatengrün musste natürlich getödtet werden, damit ein neues im kommenden Frühling erzeugt werden konnte. Und wie Tell ein Befreier ist, so erscheint auch der Schwanenritter als Befreier der bedrängten Gräfin von Cleve, kehrt aber nach wenigen Jahren wieder in die Unterwelt zurück, als seine Gattin ihn nach der Heimath gefragt hatte. Diese stand zu dem Schwan und seinem Schiffe in Beziehung; Beatrix erinnerte ihn beim Wintersanfang durch ihre Frage, dass es Zeit sei, wieder das Schwanschiff zu besteigen, um in die kalte Unterwelt zurückzukehren, symbolisch ausgedrückt, sich zu verhüllen, den Wolkenmantel anzuziehen, wodurch dann die Vermählung von selbst aufgehoben wurde. Das Sträuben der Rindr vor dem verhüllten vermummten Gotte, dessen wahre Gestalt verborgen ist, berührt sich mit der Neugierde der Beatrix von Cleve, die nach dem wahren Stande des Schwanenritters fragt, sowie mit der Neugierde des Grafen Siegfried von Luxemburg, der die wahre Gestalt der Melusine erkannt hatte.**)

Von Orendels grauem Rock, der wie ein Panzer schützte, und von Wolfdietrichs Hemde, das mit ihm wuchs, sind Kunden in der Legende vom heil. Rock erhalten worden, der bekanntlich auch mit dem Heiland gewachsen sein soll. In der Gegend von Trier wird erzählt (Gildemeister und Sybel, der h. Rock zu Trier, S. 49) der christliche Kaiser Constantin, auf Pilatus höchst erzürnt, dass er Chri-

*) Hödr ist der schiessende Gott, der Pfeilkönig. Auch Ullr, der von Weinhold in Haupts Zeitschrift (7, 26) mit diesem zusammengestellt wird, ist ein trefflicher Bogenschütze.

**) Ich erinnere wiederholt an das wechselnde Vorkommen bestimmter Sagenzüge, die bald von dem Gott oder Helden, bald von einem weiblichen Wesen berichtet werden. In verschiedenen Märchen befreit die Frau den gefangenen Mann oder Bruder.

stus habe hinrichten lassen, habe ihn zur Rechenschaft gezogen, Pilatus aber, so oft er gestraft werden sollte, den ungenähten Rock, den er an sich gebracht hatte, umgehängt, so dass ihm kein Leid habe geschehen können, zur grossen Verwunderung des Kaisers. Endlich habe Veronica das Geheimniss verrathen, Constantin den Rock an sich genommen und Pilatus seine Strafe erlitten. Eine andere Sage (a. a. O. S. 49) berichtet Folgendes: „In Trier herrschte einst ein wilder und grausamer König, der die geringsten Vergehen sogleich mit Qualen und Hinrichtung bestrafte. Einmal war ein Soldat bei ihm bezüchtigt wegen einer unbedeutenden Sache; in seiner Todesangst klagte er überall sein Leid und ein Jude gab ihm den wunderthätigen Rock, der werde ihn beschützen. Er stellte sich dem Könige und wurde zur allgemeinen Freude freigesprochen. Einem zweiten, im gleichen Falle, dem er den Rock anvertraute, ging es nicht anders. Ein dritter, der bald nachher ein wirklich todeswürdiges Verbrechen begangen, wusste ihn ebenfalls zu bewegen, ihm den Rock zu leihen, und selbst hier bewährte sich die Macht des Rockes zum dritten Male. Nun aber war der König selbst erstaunt, dass er gegen seinen Willen kein Todesurtheil mehr zu sprechen vermochte, und drang in den Soldaten, wodurch er solch' eine Sache habe bewirken können. Dadurch kam das wunderbare Vermögen des Rockes an das Licht, man erkannte ihn als das ungenähte Gewand des Heilandes und fortan wurde er in Trier in höchster Verehrung gehalten." Auch hier macht sich die Eigenschaft des Rockes, vor Gefahren zu schützen, bemerklich. Von der Tarnkappe berichtet das Nibelungenlied (V. 346—41):

> Alsô der starke Sîfrit die tarnkappe truoc,
> sô het er dar inne krefte genuoc,
> zwelf manne sterke zuo sîn selbes lip.
> er warp mit grôzen listen daz hêrliche wîp.
>
> Ouch was diu tarnhût alsô getân,
> daz dar inne worhte ein ieslîcher man
> zwaz er selbe wolde, daz in nieman sach.
> Dâ mit gewann er Prûnhilt; dâ von im liede geschach.

Die grosse Babilonia des Orendelliedes findet sich in einer westphälischen Sage wieder. L. Schücking berichtet in seinem Werke „Von Minden nach Köln" S. 35 Folgendes: „In der Nähe der Stadt Lübbecke liegt in der Gebirgskette, die weiterhin die Porta Westphalica bildet, ein spitzer Berg, der die Babilonia genannt wird. Oben auf der Spitze nun hat früher die Burg Winkings gestanden,

von der man jetzt nur noch einzelne Steine und Mauerstücke und die Spuren eines dreifachen Walles findet. Nach einer andern Erzählung aber ist die Burg versunken und der alte König sitzt darin und harrt bis seine Zeit kommt. Es mögen jetzt hundert Jahre her sein, dass ein Mann aus Hille, Namens Gerling, welcher auf der Waghorst Schäfer war, seine Heerde an dem Mehner Berg weidete. Da sah er an dem Hügel der Babilonia drei fremde lilienartige Blumen und pflückte sie. Dennoch fand er am folgenden Tage grade an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen. Er brach auch diese und siehe! am andern Morgen waren sie an demselben Orte wieder aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls genommen und sich dann in der Schwüle des Mittags am Abhange hingesetzt hatte, so erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe, und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, den er sonst nie gesehen und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Kaum sah er das, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunkeln Gang an dessen Ende ein Licht schimmerte. Die Jungfrau ging voran und der Schäfer folgte und gelangte durch das Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei köstliches Geräth lag da auf einem Tische und an den Wänden umher. Unter dem Tische drohte ein schwarzer Hund, ward aber still und zog sich zurück, als er die Blumen sah. Im Hintergrunde aber sass ein alter Mann und ruhte, und das war König Winking. Als der Schäfer das Alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: „Nimm was dir gefällt und vergiss das Beste nicht." Da legte er die Blumen aus der Hand auf den Tisch und erwählte sich von den Schätzen, was er eben fassen konnte. Und nun eilte er, das unheimliche Gemach zu verlassen. Nochmals rief die Jungfrau ihm zu: „Vergiss das Beste nicht!" Er blieb stehen, blickte zurück und sah umher, was denn wohl das Beste sei. Auch nahm er noch Einiges, was besonders köstlich schien; an die Blumen aber dachte er leider nicht. Und diese waren doch das Beste, denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. Ueberzeugt, das Beste nicht vergessen zu haben, ging er mit Schätzen beladen durch die dunkeln Hallen zurück. Eben trat er an das Tageslicht heran, als das Eisenthor mit solcher Gewalt hinter ihm herfuhr, dass ihm die Ferse abgeschlagen wurde."

Unschwer lässt sich in dieser westphälischen Babilonia die Unterwelt erkennen, in welcher die weisse Jungfrau die Schätze hütete.*)

*) In König Rother 2644, 5, findet sich auch die Wüste Babilonia.

Der hier vorkommende Berg erscheint in andern Sagen strahlend und glänzend von Gold, Silber und edeln Steinen, oder er gestaltet sich zu einer grünenden Wiese, zu einem wahrhaften Paradiese, einem Freude- oder Wonnegarten. Wunderschön ist die irische Schilderung vom Lande der Jugend. „Unter dem Wasser, heisst es (Irische Elfenmährchen S. XVIII), liegt ein Land, so gut wie oben, wo die Sonne scheint, Wiesen grünen, Bäume blühen, Felder und Wälder abwechseln, Städte und Paläste nur viel prächtiger und glänzender sich erheben, und das von glücklichen Elfen bewohnt wird. Hat man in dem rechten Augenblick an den Ufern des Sees die rechte Stelle gefunden, so kann man alle diese Herrlichkeiten mit Augen sehen. Einige die ins Wasser gefallen und ohne Schaden zu nehmen dort angelangt sind, haben bei ihrer Heimkehr Bericht abgestattet. Diese Unterwelt heisst: das Land der Jugend, weil die Zeit dort keine Macht hat, Niemand altert und wer viele Jahre da unten gewesen ist, dem hat es nur ein Augenblick gedäucht. An gewissen Tagen, bei aufgehender Sonne, erscheinen diese Elfen auf der Oberfläche des Wassers, in grösster Pracht und in allen Farben des Regenbogens schillernd. Mit Musik und Tanz, in ungezügelter Lust, ziehen sie einen bestimmten Weg auf dem Wasser dahin, das unter ihren Füssen so wenig weicht, als die feste Erde unter den Tritten der Menschen, bis sie endlich im Nebel wieder verschwinden.“ In Wales haben die guten Feen noch jetzt ihren Aufenthalt in einem See am Fusse eines Berges an der Gränze von Brecknockshire. Sonst war mitten in den Felsen, die den See umgeben, eine Thür, die sich am ersten Mai öffnete. Wer seine Neugier befriedigen wollte, und den Muth hatte, in die Thür zu treten, kam durch einen dunkeln Gang auf eine kleine Insel im See, wo ein Garten voll der schönsten Früchte und Blumen war, in welchem die guten Feen ihrem Gaste Blumen und Früchte anboten, herrliche Musik machten, manche Geheimnisse der Zukunft offenbarten und ihn einluden, so lange zu bleiben als er wolle. Doch durfte nichts, was die Insel hervorbringt, aus ihr hinweggetragen werden. Als daher einer der Gäste die Blumen, die er empfangen hatte, in seiner Tasche verborgen hielt, um sie mitzunehmen, verschwand sie ihm am Ausgange aus dem dunklen Gange und der Dieb verlor den Verstand. Seitdem schlossen die Elfen die Thür, und die Insel selbst sieht man vom Ufer aus nicht mehr, sondern man bemerkt nur einen starken Nebel auf der Mitte des Wassers. Seit der Zeit hat auch, wie man erzählt, die Walliser stets Unglück verfolgt. (San-Marte Beiträge S. 104.)

Dieser keltischen Unterwelt, dem Land der Seeligen bei den Griechen, steht entsprechend die germanische zur Seite, die wir überall localisirt finden, indem sie bald als eine grüne blumigte Wiese unter dem Wasser, bald als ein schöner Aufenthalt im Berge, bald als eine liebliche Insel erscheint, zu der übergeschifft wird. Bedeutsam greift der Hörselberg bei Eisenach in den deutschen Volksglauben ein. In ihm befand sich der Venusberg, wo Ritter Tannhäuser bei Frau Venus weilte. Der treue Eckart steht vor ihm, und warnt Jeden, der hinein gerathen könnte.*) Ein Venusberg befand sich auch bei Uffhausen im Breisgau. (Schreibers Taschenbuch. 1839, S. 349.) In einer Münchener Handschrift in Mones Anzeiger VII, 426, (Menzels Odin S. 313) heisst der Venusberg das Paradies, wohin die Hexen fahren. In hessischen Hexenprozessen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts fahren die Hexen in „Frau Venus Berg“ zum Sabbath. Im Berge regiert Frau Holl. (Wolf Zeitschr. I. 273.) Eine Menge Sagen berichten von Menschen, die in Berge gingen, dort ein herrliches Leben hatten und dann nach einer Reihe von Jahren wieder zurückkehrten. Es ist das die Unterwelt, das Land der Seeligen, das erst durch christliche Einflüsse zu einem schauerlichen Aufenthalt umgestaltet wurde. Grimm schreibt (Myth. S. 887 ff.) vom Venusberge: „Eckhart zieht vor dem wüthenden Heere mit Holda, wie er an dem Berg der Venus bis zum jüngsten Tag zu verweilen verwünscht ist. Die Identität der Holda und Venus liegt ausser allem Zweifel. Dieser Berg ist Frau Hollen Hofhaltung, erst im 15. und 16. Jahrhundert scheint man aus ihr Frau Venus zu machen, in unterirdischen Höhlen hauset sie, stattlich und prächtig, gleich der Zwergkönigin; einzelne Menschen finden sich noch bei ihr ein, und leben da in Wonne. Man erzählt von dem edlen Tannhäuser, der hinabgegangen war, ihre Wunder zu schauen. . . . Eckhart ist Hofmann und Begleiter der Göttin, wenn sie zur bestimmten Stunde des Jahres ausfährt. . . . Da auch Dietrichs von Bern, zu dessen Helden Eckhart gehört, Theilnahme an der wilden Jagd zu beweisen steht, so wäre er hier der zweite einheimische Held. Die Lausitzer nennen nun den wilden Jäger Berndietrich, Dietrich Bernhard oder Dieterbernda, oft haben alte Wenden seine Jagd gehört, und wissen

*) Grimm D. S. Nr. 170, Bechstein Thüring. S. I. 137, Grässe die Sage vom Tannhäuser 1846, Uhland Volkslieder I. 761, Armbraser Liederbuch 306, Mone Anzeiger V. 167.

zu erzählen von unschmackhaften Braten, die er dabei austheilt. Auch im Orlagau ist Berndietrich des wilden Jägers Name, (Börner S. 213, 216, 236), und seine Hunde treiben die Waldweibchen auf. Ja auf dem Harz am Bodekessel über der Rosstrappe steht der wilde Jäger versteinert, er heisse „Bernhart“ gab ein Knabe an, und der Vater, der über das Bodethal zu Ross gesprungenen Brunhilt, wird vom Volke „der von Bären“ (Bern) genannt; dies gewinnt dadurch an Bedeutsamkeit, dass auch Gibicho (S. 126) auf dasselbe Gebirge versetzt wird. (Z f. d. A. I. 575) Von Fichte aber, dessen Heimath die Lausitz war, leitet sich die Meldung her, dort heisse Knecht Ruprecht (S. 472) Dietrich von Bern. Beide Auslegungen lassen sich verbinden. Knecht Ruprecht erscheint neben Frau Bertha als Diener und Begleiter (S. 482), zuweilen statt ihrer, und wie ein Schreck der Kinder. Es kommt dazu, dass Beide, Ruprecht und Bertha, Weihnachten auftreten; doch was am meisten entscheidend, ist, dass in Mecklenburg Wode, wie in Schwaben Berchta durch den Flachs am Spinnrocken fährt, und Wode, wie Ruprecht und Niclas, den Kindern Gutes oder Böses bescheert. Dietrich von Bern ist also, gleich dem treuen Eckhart, berechtigt, in Wuotans, Holdas oder Berchta's Gebiet zu erscheinen oder ihre Stelle einzunehmen. Auch wird bei anderer Veranlassung Dietrich der feuerathmende, übermenschlich dargestellt nach den Gedichten des M. A., auf gespenstigem feuersprühendem Rosse in die Hölle oder in die Wüste abgeholt, wo er bis an den jüngsten Tag mit dem Gewürm streiten soll. (Heldens. 38—40.) Das stimmt zu der altmärkischen Sage von Hackelberg (S. 875), und in der Zusammensetzung Hackelberend scheint der zweite Theil deutlich auf Berend, Benhart und Dietrichbern geleitet zu haben, wie auch Hackelbergs und Berends Traum (S. 875) identisch war. Vielleicht endlich wäre der niederländische Derk met dem Beer (S. 194) hier zu erwägen, ohne dass ich ihm den Beinamen aus einem missverstandenen Dietrich von Bern herführe.“

Dieser in der Christnacht umgehende Derk mit dem Eber, dessen Beziehung zum Ackerbau deutlich hervortritt, stellt sich neben Berchta und Holda, die ja auch in den Zwölften umziehen. Bär (björn) und Eber (boar) stammen von Einer Wurzel. Biörn ist ein Beinamen Thors (Lex Myth. S. 908), des Donnerers, und Dietrich Ursinus, oder der Bär, hiess der Vater jener Beatrix von Cleve, die dem Schwanenritter

vermählt ist, in der wir schon eine uralte Göttin erkannten.*) Attilas Gemahlin Ospirn ist die grosse Bärengöttin, und Helche erinnert an die griechische Benennung des grossen Bären Helike. (Anhang Nr. II). Der Eber, niederrheinisch Beer, war der Göttin der Fruchtbarkeit Freia und dem Gotte des Friedens Freir geheiligt, weshalb sein Fleisch in England in der Christnacht gegessen wird. Bär und Eber vertreten sich, letzterer gehörte dem Sonnengott, an beide Thiere muss sich aber, um ihres frischen saftigen Fleisches halber, der Begriff von Segen, Fülle geknüpft haben. In Bern wie in Verona liegt aber die Bedeutung von Jugendkraft, Frische, Frühling, Blüthe, Wachsthum, Grün; Irland, die alte heilige Insel, heisst Bern, Vernia, Hibernia, Erin; das Britenland, wohin die Todten schiffen, ist das Grünland, das jetzt auf Grönland oder auf Island gesucht wird, und von diesem mythischen Berneilande führt Dietrich von Bern den Namen.**) Er ist nicht bloss Beherrscher des Seelenlandes, sondern auch des Paradieses, des Freuden- oder Wonnegartens, und darum erscheint er auch in der Nähe von Bonn, das ja selbst im Mittelalter Bonna-Verona hiess, was wiederum Bern ist, (Bonner Jahrb. I, 1 ff. XIII a. a. O.) und in seinem Namen die Bedeutung von Bona=bena, vena und Venus trägt, weshalb auch der Hörselberg der Venusberg heisst. (a. a. O. S. 16, 21.) Wonne und Weide ist gleichbedeutend, und Beide umschliessen den Begriff von Lust, Freude, Segen, wie Freudenberg und Freudenwiese.

Im Anhang zum Heldenbuche (Heldens. S. 294) heisst es: „Dises sind die herren aus nyderland ond Wurms, Mentz, Kölln und Ach. Das hiesz vor zeyten Grippigen land. Dasselbe lante was künig Gibich von wurms der het ein tochter hiess Crimhilt die pflanzet eynen Rosengarten wunniklich tzu wurms an dem rein, Fraw Crimhilt nam den hürnen Künig Seyfrit auss niederland. Künig Günther was Künig Gibich sun. Künig Garnot was auch sin sun, vnd Gyseler der ward jung erschlagen."

Wenn hier Gibichs Land „grippigen lant" genannt wird, so ist diese Verderbniss aus der Erinnerung an Agrippina, der Gründerin

*) Nach Grimms Gramm. 2, 462 ist hun=Bär und Hund. Der alte Hun konnte darum auch Ursinus heissen. Es steht zu untersuchen, ob Brabant nicht von Bracbant=Hundewiese abgeleitet ist, wie J. Grimm will.

**) Die Beweise dafür in den Jahrb. des Vereins für Alterthumsfreunde im Rheinlande XIII S. 2 ff.

Cöln's, entstanden. Im alten Drucke von Ecken Ausfahrt heisst das Land Agrippian, in der lassbergischen Handschrift aber Gripiar. Diese Form erinnert an den die Zukunft kennenden Gripir,*) der mit Eugel identisch ist. (Myth. S. 930.)

In Köln sassen, dem Eckenlied zufolge, drei Helden:

> Das ein das was sich Herr Fasolt
> Dem waren die schoenen Frawen hold
> Das ander sein bruder Ecke
> Der dritt der wild herr Eberrot.

Ecke, ist gleichbedeutend mit Oegir, der ein Gott des Meeres war. Oegir fällt aber wieder mit Niördhr zusammen.

Bei der altkölnischen Gottestracht war eine Person unter dem Namen Geckenberndchen besonders thätig. Simrock (Mal. Rheinland III. Aufl. S. 347) führt diesen seines Namens willen auf den Kriegsgott zurück, da Bernd ein Beinamen Odins war, wie er in Hackelbernd vorkommt. Die Chronik von Köln (Fol. LXXXIX b.) erwähnt auch alter Volkslieder über Dietrich von Bern: „Ind was der Dederich van Berne van dem die bueren so vile sijngent.“**) Godesberg bei Bonn trägt auf der Höhe eine alte Michaelskapelle, ein Beweis, dass hier früher der Schwertgott verehrt wurde. Dasselbe war auf dem Berge bei Siegburg der Fall. Und Dietrich von Bern wohnt selbst im Berge, wie Götter und Helden. (Heldens. S. 300.) An Etzels Hof erkannte ihn sein Gegner an seinem Feuerathem und im Laurin verbrennt er damit seine Bande. In der Rabenschlacht erglüht von seinem Zorne die Rüstung an seinem eigenen Leibe, Beweise genug für die mythische Eigenschaft Dietrichs, der nur durch den historischen Theodorich von Verona in dem Gedächtniss der Menschen ver-

---

*) Einer der Wolsberge in der Nähe von Blankenburg an der Sieg, heisst Grimprichsberg. Er ist von Heinzelmännchen bevölkert. Horn, das Siegthal, S. 82. In der Nähe fanden sich eine Menge alter Germanengräber.

**) Lersch schreibt in den Bonner Jahrbüchern I. S. 33: An der Mosel hat sich noch das Andenken des Helden von Bern durch die Nachricht vom Godefridus Monachus p. 361 und Freher erhalten, dass Theodoricus, König von Verona, daselbst im Jahre 1197 auf einem schwarzen Rosse reitend erschienen sei. An ihn erinnert auch der Name, der einem Ritter aus Kochem beigegeben wird, bei Günther IV. 372, in einer Urkunde vom Jahre 1292: „Ego Sewardus armiger filius quondam Theuderici militis in Kocheme dictus de Berne.“ Bernkastel an der Mosel, das einen Bären im Wappen führt, erinnert auch an Dieterich von Bern.

wischt wurde, wie Attila den mythischen Atli oder Etzel verdrängte. Es ist ein altes Bild, über den moderner Firnis gestrichen.

Das alte Gripichenland nimmt eine bedeutsame Stelle im Volksglauben der Deutschen ein. Von der Sieg bis zur Ruhr sind, wie von Zuccalmaglio in seiner Geschichte und Beschreibung der Stadt und des Kreises Mühlheim (S. 11) berichtet, die Höhenzüge der ältesten Rheinufer, soweit sie jetzt noch als Haide unbebaut liegen, mit unzähligen Hügeln bedeckt, in denen man Aschenkrüge, Gebeinreste und Kohlen, die Spuren heidnisch deutscher Leichenbestattung findet. Mehrere dieser Friedhöfe sind viele hundert Morgen gross und ganz mit Leichenhügeln bedeckt. . . . An allen diesen Stätten haften Schauersagen; das heilige Ross, dem der Begriff des Blutopfers noch anklebt, bringt dem nächtlichen Wanderer den Tod, und Frau Holles Katzengespann fährt zum Hexenreigen der Neumondsnacht. S. 341 schreibt der Verfasser weiter: „Die Idasfelder Hardt, eine von Feld umschlossene Haide, zwischen Idasfeld und der Brucker Haide, ist ein deutsch-heidnischer Begräbnissplatz, am ältesten Rheinbette noch klar erkennbar.“ Der Name Idasfeld erinnert an das eddische I d a f e l d, auf dem Gladsheim mit den zwölf Stühlen der rathenden und richtenden Götter erbaut wurde, und von dem Grimm (Myth. S. 783) bemerkt: „Das Paradies ist ein verlorenes und ein zukünftiges der neugrün aus der Fluth aufsteigenden Erde; dem Idavöllr, in dessen Grase die Götter Goldtafeln zum Spiele finden, steht schon jener alte Idavöllr, in welchem die Asen Asgard stifteten, und heiter im Hofe mit Würfeln warfen, gegenüber dem verjüngten Reiche der Zukunft, ein dahin geschwundenes goldenes Zeitalter, worin Milch und Honig flössen.“ Es wäre dieses Idasfeld also wieder ein Rosengarten, ein Wonnegarten, ein Elysium der Götter und Helden, die dort der Wiederkehr der goldenen Zeit entgegen harren. Im Königsforst soll denn auch ein Heidenkönig mit Schätzen und Rossen begraben sein. Er sitzt am Steintische, den sein Bart durchdrungen und umschlungen hat, wie Friedrich der Rothbart und andere Helden, die auf Wuotan zurückführen. (Myth. S. 905 f.) Auch die Sage, die Cäsar von Heisterbach berichtet, (Wolf D. S. u. M. Nr. 346) deutet auf die Eigenschaft des Rheines als Todtenfluss hin, denn wenn der Mönch „zum Rheine gehen“ für sterben gebraucht, so muss wohl eine Beziehung auf den Tod angenommen werden. Vielleicht war beim Siebengebirge eine Ueberfahrtsstelle der Seelen, wie bei Speyer, und der Mönch suchte sich einen Genossen zur Fahrt ins Seelenland. Simrock (Rheinland

S. 329) sagt uns denn auch, das Siebengebirge sei eine Art Vorhölle, indem die armen Seelen, die am jüngsten Tage kein gutes Urtheil zu erwarten haben, einstweilen dahin verbannt werden. Ein kölnischer Wucherer wandele in bleiernen Schuhen und bleiernem Mantel umher, ein Bonner Minister als Feuermann. Wenn aus den Schlünden des Gebirges Nebelwolken aufsteigen und langsam um die Felsenköpfe ziehen, so halte sie der Volksglaube für dichte Schaaren nach Erlösung schmachtender Seelen. Im Siebengebirge braust oft in den Quatembernächten ein glühender, mit feurigen Rossen bespannter Wagen durch das Gebirge, durch Thal und Schlucht, über Hügel und Berg. Eine wunderschöne Jungfrau lenkt das unbändige Gespann mit demantschimmernden Zügeln. Hoher Ernst und Milde strahlt von ihrem Antlitz, einen goldenen Schlüssel hält sie im Munde; so kommt sie um die zwölfte Stunde von der Höhe des Drachenfels, an dessen Fuss das feurige Gespann ihrer harrt. Sie steigt ein, wie der Sturm donnert der Wagen dahin und verschwindet in Honnef auf der Wiese, hinter dem Hause, zur Hölle oder Hülle genannt, dessen Thorweg bis zur jüngsten Zeit nie durch ein Thor gesperrt war. (Mein Rheinbuch S. 183.) Wer erkennt nicht die Gestalt der alten Göttin, die mit der Unterwelt in Verbindung steht, und daher auch im Hause zur Hölle, eine Erinnerung an die Hel, verschwindet? Von dem obenerwähnten kölner Wucherer berichtet die Sage: Als er gestorben war, wagte Keiner, das Haus desselben zu beziehen, denn sein unruhiger Geist trieb in demselben sein Wesen. Zwei Kapuziner unternahmen es, ihn zu bannen, und einer derselben kam eines Abends, unter einer unsichtbaren Last keuchend, an den Rhein zu einem Fährmanne, und bat denselben ihn rheinaufwärts nach dem Siebengebirge zu schiffen. Der Fährmann willigte ein, doch war der Mönch kaum in den Kahn gestiegen, so sank dieser gar sehr, und der Fährmann bemerkte, als er dem Mönche über die linke Schulter sah, dass er den Kaufherrn aufgepackt. Endlich gelangten sie bis zum Siebengebirge, wohin der Geist gebannt wurde.

Diese Sage giebt der Vermuthung Oscar Schade's Bestätigung, (Ursulasage S. 123), dass von Köln aus Ueberfahrten der Seelen stattgefunden hätten. Sie wurden in das Reich der Nehalennia geschafft, die in Köln und Deutz verehrt wurde, aber auch im Siebengebirge erscheint, wo der Wagen dem Schiffe Platz gemacht hat. Ersterer ist feurig und feurig ist auch der Athem Dietrichs von Bern, in dem man unsern Donar vermuthen könnte, wäre nicht an einen viel ältern

Gott zu denken. Dieser gehört zur Göttin, die auf dem Wagen ihren Umzug hält. Auch die indische Bahvani fährt umher und heisst von ihrer Beziehung zum Todtenreiche die grosse schwarze Göttin. Am Feste der Parathenäen erschien ein durch Maschinen über den festen Boden bewegtes Schiff, an dessen Mast ein weisses goldgesticktes Gewand wehte. Sobald der Zug aus dem Ceramicus beim Eleusinion und am Pelasgicon vorbei und am Tempel des Pythischen Apollo angekommen war, lösete man den Peplus vom Schiffe ab, und nun trugen ihn die ersten Matronen der Stadt in einem Tempel der Athene auf der Akropolis. (Philostratus vit. Sophist. II. p. 550, Heliodor. Aethiop. p. 15 ed. Coray.) Das ist der Schiffwagen, der von Weibern geführt, im Jahre 1133 von Inda nach Tongern und Looz fuhr, (Myth. S. 237), das jenes Schiff, das in Ulm um Fastnacht umhergeführt wurde. (Meier Schwäb. S. S. 374.) In Köln wird noch alljährlich um Fastnacht ein Schiffwagen im feierlichen Zuge durch die Strassen geführt. Ihm gesellt sich das Todtenschiff, in dem bei Speyer und Köln Mönche überfuhren. In sächsischen Dörfern kommen elbische Hausgeister vor, die einen grauen Mönchsrock, ein niedliches graues Käppchen, sowie einen Gürtel mit Schlüsselbund tragen, und Mönche genannt werden. (Sommer S. 172 Anm.) In den Volksbüchern von Faust geht Mephistopheles in Gestalt eines grauen Mönches im Hause umher.*) Es ist das die Nebeltracht, der graue Rock, welcher den Träger als einen der Unterwelt Angehörigen kennzeichnet. Mönch Ilsan im Rosengarten, dessen Name an Ilse und Else erinnert, der Laurins Sohn und Hildebrands Bruder sein soll, (Heldens. S. 314) scheint auch eine mythische Gestalt zu sein. Er weiss trefflich das Schwert zu führen und lässt sich mit dem alten Schwertgott vergleichen. Ueberhaupt bietet die gesammte Heldensage noch mancherlei Anhaltspunkte für die mythologische Forschung. Eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes lag nicht in meinem Plan und muss einer andern Arbeit vorbehalten bleiben. Wer vorurtheilsfrei forscht, wird finden, dass sich überall Spuren eines, Himmel und Erde, Leben und Tod beherrschenden göttlichen Wesens auffinden lassen, dem ein weibliches Wesen zur Seite stand. Beide waren aus dem Wasser hervorgegangen, und schufen durch Vermischung desselben mit der Erde Leben: das animalische, wie das

*) Der Berggeist ist ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte. D. S. Nr. 2. das. Nr. 3 erscheint ein Bergmönch.

vegetabilische; sie gaben als Sonnengottheiten den Früchten der Erde Gedeihen, und führten Alles, was ihre Hand geschaffen, auch wieder dahin zurück, von wo es ausgegangen. Sie waren als Schöpfer der Zeit Jahresgottheiten und die Feste des Jahres lassen sich alle auf ihr Kommen und Gehen zurückführen. Welchen Namen sie in Deutschland in der Urzeit führten, ist uns bis jetzt noch nicht mit Sicherheit bekannt geworden.*). Wenn Tacitus von einer Göttin hörte, die er der Isis verglich, so wird ihm auch von einem Gotte erzählt worden sein, der an Osiris und Dionysos erinnerte, die Beide als Princip des Urfeuchten wie als Sonnengötter verehrt wurden. Die Namen waren deutsch, die geistigen Bezüge mochten wir mit andern Völkern gemeinsam haben, weil wir mit ihnen aus einem Stammlande ausgegangen sind. Niördhr und Nerthus eröffnen allerdings bei den Germanen die Geschichte ihrer Götter, es fragt sich aber, wer Odur war, dem Freia goldene Thränen nachweinte, und welche Beziehungen zwischen ihm und dem ins Paradies zurückgekehrten Schwanenritter obwalteten, der den Seinen Schwert, Ring und Horn (Becher?) hinterliess?

Von Niördhr berichtet Sn. Formali, er habe die Menschen im Weinbau und in der Ackerbestellung unterwiesen. Das veranlasst mich, die Gestalt des heil. Urbanus zu betrachten, weil sich bei ihm weitere Bezüge ergeben, die das Bild des ältern Gottes aufhellen können. Er wurde in Franken als Patron der Winzer verehrt und auch an der Mosel scheint man ihn gekannt zu haben. Dass die Urbansfeier auch im Elsass üblich war, ersehen wir aus dem Verbot der Syn. Argent. ann. 1549 (c. 19. Harzheim VI. 498), wo es heisst: spectacula et ludicra, etiam extra templa, paganismum redolentia, ut cantiones et lusus, qui in die Sct. Urbani, circumferendo ipsius imaginem, frondibus, coronatam et ornatam, decantari et celebrari consueverunt, abolenda censemus et decernimus." Der Feier des heil. Urban in Franken, besonders in Nürnberg, gedenken: Fischarts Garg. 11, Franke's Weltbuch 51, Molani hist. imag. 286, Haltaus Jahrzeitb. 105, Agricolas Sprichwörter Nr. 498, Grâters Iduna 1812, 87, Journal v. u. f. Deutschland I. S. 423. III. S. 143, Flemming Vollkommener

*) Leiten die Arier Stamm und Namen von einem göttlichen Wesen ab, das dem griechischen Ares, dem germanischen Eor oder Zin entspricht, so hätten wir in dem Trierer Hero und der niederrheinischen Erka das Götterpaar gefunden, das in der Urzeit von den Indo-Germanen verehrt wurde.

deutscher Jäger III. 230, Vulpius Curiositäten 4, 220 und endlich Schöppner, Baier. Sagenbuch II. Nr. 646, 716. Letzterer beschreibt das Fest in folgender Weise: Am Sct. Urbanstage (25. Mai) pflegten vor Alters die Winzer in Franken auf dem Markte die Statue des heil. Urbanus auf einem mit Teppichen belegten, mit wohlriechenden Kräutern bestreuten und mit Kränzen umhangenen Tisch zu stellen. War der Tag heiter, so wurde die Statue bekränzet, reichlich mit Wein überschüttet und auf alle mögliche Art den Tag hindurch verehrt. Regnete es an diesem Tage, so wurde sie mit Wasser begossen, mit Koth beworfen und derb beschimpfet, denn die Heiterkeit des Tages, wo die Trauben schon blühen, war ihnen das Vorzeichen eines guten und reichlichen Herbstes, Regenwetter aber das Vorzeichen eines schlechten Herbstes. Und das Urbanreiten wird in folgender Weise beschrieben: „Ein Wein-Ein- und Ableger, auf einem schlechten Pferde sitzend, einen bunten, mit kleinen runden Spieglein und Waldgläslein behangenen Rock anhabend, ritt durch die Stadt zu allen Weinschenken und Wirthen. Einer trug ihm einen Tannenbaum vor, der gleichfalls mit Gläslein und Spieglein behangen, und nach ihm folgten die Ablader und Einleger mit grossen Flaschen über den Achseln und sammelten bei den Wirthen nicht allein Wein in die Flaschen, sondern betranken sich auch bei ihnen weidlich. Der Reitende ward Urban genannt. Dem liefen eine Menge Buben nach und schrieen: „der Orba muss in den Trog! der Orba muss in den Trog!“ Er warf bisweilen Spieglein unter sie, wie denn auch den Wirthskindern Spieglein und Gläslein gegeben wurden. Nach diesem Einsammeln warf man den Urban in einen Trog mit Wasser und warf ihn wieder heraus. Das geschah am Urbani-Tag, ist aber längst abgekommen.

Das Leben des Bischofs Urban von Langres bietet nichts dar, was seine Bestellung zum Schutzpatron der Winzer rechfertigen könnte, wenn man hierhin nicht den Umstand rechnen will, dass er sich während einer Christenverfolgung in einen Weinberg versteckt habe. Die eigenthümliche Feier enthält indessen Momente, die auf einen mythischen Hintergrund schliessen lassen. Der 25. Mai ist der Tag, an welchem im Norden der Frühling begann. (Grimm Gesch. d. d. Sprache S. 65.) An selbem Tage wurde anderwärts das Fest des Dionysius, Bischofs von Mailand, gefeiert, der im Namen an den Weingott Dionysus erinnert, dessen Herbstfeier Rustica hiess, während die Frühlingsfeier Urbana genannt wurde. Halten wir zunächst den Trog oder das Becken fest, in den das Bild des Heiligen getaucht

wurde, so müssen wir in diesem Brauche nur einen durch das Christenthum verderbten heidnischen Zug erkennen. Wahrscheinlich war dem Gotte, der durch Sct. Urban verdrängt wurde, eine Schale oder ein Becher geweiht, wie ja auch in der Feier zu Nürnberg ein Mann neben dem heil. Urban ging, der einen silbernen Becher trug, aus welchem der Heilige zuweilen trank. (Vulp. Curiositäten IV. S. 221.) Die protestantischen Weingärtner in Stuttgart haben einen Becher, zierlich von Rebholz geschnitzt, der den Heiligen darstellt, wie er eine Bütte trägt. (Menzel, christl. Symbolik S. 550.) An der Kirche zu Oelsen, berichtet Bechstein (d. Sagenbuch Nr. 576) wird an der Nordseite ein Steingebild erblickt, das stellt einen Schäfer vor, der auf einem Schaafe reitet, und wird davon diese Sage erzählt: „Auf dem Clidenfelsen, oberhalb Oelsen, stand in frühen Zeiten ein Braukessel, den die Bewohner des Dorfes fleissig zur Bierbrauerei benutzten. Der Kessel musste jedesmal auf Borg erbeten und abgeholt werden. Wurde er wieder zurückgebracht, so durfte ein Maass Bier und eine Zeile Semmeln darin nicht fehlen. Ein Schaafknecht, von Hunger und Durst getrieben, machte sich einsmals über diese aufgefundene Mahlzeit und zehrte selbige auf. Zur Strafe versanken Schaafknecht, Heerde und Braukessel in die Erde, und zur Sühne dafür, dass er die Semmeln gegessen und das Bier ausgelöffelt, hat der versinkende Schaafknecht ein Vermächtniss gestiftet, so dass alle Jahre an dem Tage, an welchem er den Frevel begangen hatte, war Sanct Urbanus Tag, Gottesdienst gehalten, für seine arme Seele gebetet, und dabei allen Menschen, die dazu sich einfinden würden, ein Brödchen aus seiner Verlassenschaft gebacken und verabreicht werden solle. Solches geschieht auch noch. Diese Brödchen besitzen die Kraft, dass sie niemals schimmelig werden; auch wird heilig und theuer versichert, so lange man sie aufbewahre, mangele es nicht an Brod im Hause.“ Letzterer Zug beweist, dass hier der höchste Geber alles Guten im Spiele ist, der Ueberfluss und Fülle verleiht. Die Sage an und für sich enthält die Erinnerung an ein Opfermahl, dargebracht an einem Braukessel und zwar am Urbanstag. Sct. Columban fand bei den heidnischen Sueven eine mit Bier gefüllte Cupa oder einen Opferkessel. Einen solchen sandten die Cimbern dem römischen Kaiser Augustus. (Strabo VII. 2.) Wie aus dieser Kufe des Gottes oder der Göttin Minne getrunken wurde, so trank man Gertrudsminne aus einem Glase, das die Form eines Schiffes hatte. (Wolf, Beitr. I. S. 156.) Diese Angabe ist von grosser Wichtigkeit, weil sie die

Identität von Schiff und Becher erweist. Das Schiff, griechisch Skaphos, aus dem die Römer Scapha machten, gothisch Sceff, (Skeaf hiess der Knabe, der auf einem Schiffe im Lande der Angeln landete), lässt sich als Göttersitz durch vielfache Stellen der Alten sowie in Bildwerken nachweisen. Harpokrates, Horus und andere Götter finden sich in ägyptischen Darstellungen auf schmalen Kähnen. Dieses Wort berührt sich mit dem persischen Konac (pocalum) und unserer Kanne, während die flachen Nachen, Schalden genannt, an unsere Trinkgeschirre oder Schalen erinnern. Im griechischen Mythos durchschifft Helios auf goldenem Becher Nachts den Okeanos. Der vierspännige Wagen des Helios und der Selene steht im gemeinsamen Kahne. (Kreuzer Symb. II. 3 Taf. V. 30). Ebenso durchschifft Herakles den Okeanos im Sonnenbecher. Sct. Theonest, der schon im Namen an Dionysos erinnert, wurde von den Arianern in ein durchlöchertes Schiff, nach Andern in eine Kufe gesetzt, und den Wellen des Rheines überlassen, die ihn aber am andern Tage bei Kaub, das von der Kufe genannt sein soll, unversehrt ans Ufer spülten. (Simrock Rheinland S. 124.) Sct. Wendelin fuhr, wie wir sahen, in einer *Bütte* über den Weiher bei der Hungerburg, in der Nähe von Trier. Siegfried wurde in einem Methgefässe den Wellen übergeben, wie Moses in einem Binsenkörbchen. Auch in der indisch-budhistischen Mythenwelt kommen Sagen von Helden vor, die in einem Glase verschlossen von den Wellen getragen wurden und sich von den Sonnenstrahlen nährten. Diese Becher, Kufen oder Schalen stehen zu einem uralten Sonnencultus in Beziehung. Die Schalen auf Samothrake waren nach Uschold (Vorhalle z. griech. Gesch. und Myth. 1838. I. S. 28, 29) keine Weihgeschenke von Seefahrern, sondern Symbole des Sonnenbechers, auf welchem der Sonnengott, wenn er am Abend seine Fahrt vollendet hatte, nach dem fernen Osten zurückschiffte.*) Wie den Parsen der Becher heilig war und als Sym-

*) Vgl. d. S. Nr. 573. das Kind in der Wanne. Zur Erinnerung dient ein silberner Becher in Croppenstadt. Nr. 578. die beiden Taufbecken in Leusden. Nr. 571, werden die neun Kinder des Grafen von Querfurt in einem Kessel weggetragen; das. Nr. 48, verleiht ein Krug des Zwerges Segen; hierhin gehörte auch die Schwabenschüssel. Geib, die Pfalz S. 130, sowie die kupfernen Kessel in der Kirche zu Schweinfurt. Bechstein, Thür. Sagensch. IV. 937. Auch der Seelnapf, der beim Seelenamt als kirchliches Opfer auf die Bahre gestellt wird. Vgl. Schmeller, Wörterbuch 3, 226.

bol des Weltbechers Dschemschids galt, der in Persien den Ackerbau einführte, so kommen auch bei den Slaven heilige Becher vor. In einem Haupttempel zu Sedin, welcher dem Swantowit geweiht war: waren: „crateres aurei et argentei, in quibus augurari solebant et ex illis potabant nobiles, si quando lux festa venisset.“ (Hist. episc. Carnep. in: „scr. rer. germ. ed. Ludewig p. 519). Swantowit hielt mit Bezug auf seine Eigenschaft als Sonnengott, der der Erde Fruchtbarkeit verleiht, ein Fruchthorn in der Hand, das die Gestalt eines Bechers hatte. (Hanusch S. 158.) Auch Dionysos führte einen Becher, (Creuzers Symbolik III. 409), aber auch einen Spiegel, und mit kleinen Spiegeln war der Fichtenbaum behängt, welcher dem Urbanus in Nürnberg vorgetragen wurde, wie auch eine ihm zur Seite gehende Frau einen Korb mit Spiegeln trug. (Vulpius a. a. O. S. 221.) Und wie alle Lichtgötter weisse Rosse besassen, so ritt auch Sct. Urban auf einem solchen, angethan mit einem rothen Rocke, der Farbe des Feuers, und roth war die Statue des Dionysos. Auch Wuotan, der oberste Gott der Germanen, ritt auf einem weissen Rosse und nach ihm Sct. Martin, der den alten Heidengott ersetzt hat. Ihm zu Ehren wurde aus dem Horne des Heiles Martinsminne, früher Wuotansminne getrunken, und er ist es auch, der über einer glücklichen Erndte wacht und dafür durch ein Opfermahl, wobei der Gänsebraten nicht fehlen darf, gefeiert wird. Auf Odin, der den ältesten Himmels- und Sonnengott verdrängt hat, führt auch Sct. Urban zunächst zurück, denn Odin ist Schöpfer der Sonne (Skalda S. 94) aber auch Verleiher des Feldsegens, für dessen Pferd die Bauern in Schonen und Blekingen eine Garbe Hafer auf dem Felde stehen lassen, als dankbare Spende für die geschenkte reiche Erndte. Am Steinhudersee wird nach gehaltener Ernte ein Feuer angezündet, und wenn die Flamme lodert, ruft man unter Hüteschwenken: Woude! Woude! (Müller, altd. Rel. S. 120.) In der Mark heisst der Erndtebüschel, den man dem Gotte Wuotan als Opfer stehen lässt und nach echt heidnischer Sitte umtanzt, vergodendeel, d. h. Fro (Herr) Godens Antheil. (Kuhn, Märk. S. S. VI.)

Wie in solcher Weise der Gott des Ackerbaues gefeiert wurde, so in weinbautreibenden Gegenden der Gott des Weins, den nach der Einführung des Christenthums Sct. Urban als Schutzpatron ersetzte. Man brachte am 25. Mai, an welchem Tage der Frühling begann, Opfer, um eine gute Weinlese zu erzielen und drohte dem Gott schon im Voraus, wenn die Wetterzeichen einen schlechten Herbst in Aus-

sicht stellten. (Vgl. Grimm, Myth. S. 727.) Dass Sct. Urban nicht allein einen guten Ertrag der Weinlese, sondern auch einen guten Herbst im Allgemeinen verlieh, geht aus nachstehenden Bauernregeln hervor:

Sct. Peter hebt den Lenz an,
Der geht aus auf Sct. Urban,
Urban den Sommer sendt,
Sympher behält das End',
Sympher den Herbst anhebt,
Sct. Clemens am Ende schwebt,
Clemens der Winter gefällt,
Peter wird ans Ende gestellt.

Pankratius und Urbanus ohne Regen
Bringt grossen Erndtesegen.

Danket Sct. Urban, dem Herrn,
Er bringt dem Getreid' den Kern.

So wie Urbanus sich verhält,
Ist das Heuwetter auch bestellt.

Urban,
Hirsemann.

Hat Urban gut Wetter und Vit starken Regen,
Dann bringts den Bauern im Feld grossen Segen.
Die Witterung auf Sct. Urban
Zeigt des Herbstes Wetter an.

Wenn Sct. Urban lacht,
Thun die Trauben weinen.
Weint Urban, so giebts
Der Trauben nur ganz kleine. u. s. w.

Ob die Sage vom heil. Gral mit religiösen Anschauungen des deutschen Heidenthums in Verbindung steht, mögen Andere untersuchen. Becher und Kufe erinnern an Hymirs Bierkessel, in dem Uhland die geöffnete See erkannt hat. Wenn man bedenkt, dass Seeanwohnende Völker im Wasser den Begriff alles Seins und Lebens verehrten, so lässt sich jener Bierkessel dem Leben erzeugenden und Weisheit verleihenden Becher vergleichen, den die Griechen dem höhern Demiurgen in die Hand gaben. Wir haben in Vorstehendem verschiedene Gestalten der Mythologie und Heldensage betrachtet, die Alle auf ein göttliches Wesen zurückführen. Welchen Namen dieses führte, wagen wir noch nicht zu bestimmen. Freir, der Sohn des

Niördhr, der ja auch das Wolkenschiff besass, führt uns einerseits auf Siegfried den Drachentödter, und durch seinen Vater Siegmund auf Beowulf, andrerseits auf Welo, den nordischen Vali, der sowohl Lichtgott als Gott des Reichthums war und in dem W. Mannhardt in seiner Zeitschrift (IV. 1) den Ulisses erkannt hat, von dem uns Tacitus berichtet. Simrock deutet (Handbuch S. 570) Asciburg nach dem Schiffe, von Ask, die gehöhlte Esche. Das in der Nähe von Speier, der deutschen Todtenstadt, gelegene Schifferstadt wurde früher von den Fluthen des Rheines bespült und ist nur durch Abdämmung von ihm entfernt worden. Zum Schluss ein prächtiges Märchen, das ich der Güte des Herrn Mattly in Trier verdanke. Es beweist, dass der Schwanenritter und der Drachentödter zusammen gehören.

In einer Stadt, die rings von dichten Waldungen umgeben war, lebte einst ein König, der ein mächtiges Volk beherrschte. Er hatte von einem seiner Kriegszüge eine Frau mitgebracht, die Huldreich genannt wurde, und allgemein als Hexe galt. Nun geschah es, dass sie einen Sohn erhielten, dem sie den Namen Sandel gaben. Im Hofe lag nämlich ein Haufen Sand, in dem sich der Knabe gerne wälzte, weshalb er danach Sandel genannt wurde. Der Knabe wuchs heran und wurde in allen Dingen unterrichtet, die einem fürstlichen Kinde ziemten. Als er sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, erkrankte er plötzlich und Niemand wusste ihm zu helfen. Da liess der König einen weitberühmten Arzt kommen, der in den Niederlanden wohnte. Dieser hatte einen Spiegel, in dem er sofort eine Krankheit erkannte, mochte sie auch noch so verborgen sein. Dieser Zauberspiegel sagte denn auch dem Arzte, dass der Jüngling ein Mädchen liebe, das er nicht besitzen könne. Auf das dringende Bitten des Königs gestand er denn auch, er sei vor einiger Zeit an einem See spazieren gegangen. Als er an das Ufer getreten sei, habe er ein wunderschönes Wasserweib gesehen, das unter wilden Rosen gesessen und sich das lange gelbe Haar mit einem goldenen Kamme gestrählt habe. Seine Liebe sei so mächtig erwacht, dass er sterben müsse, wenn er sie nicht zur Frau bekäme.

Es wusste nun Niemand Rath, wie dem Königssohne zu helfen sei. Nur die Königin, die in Zauberkünsten bewandert war, sagte ihrem Kinde, er solle sich an das Ufer des Sees begeben, sich dort schlafend stellen und dann zusehen, was sich weiter begeben werde.

Sandel befolgte hocherfreut den Rath der Mutter und begab sich zur Abendzeit an das Ufer des Sees. Die Sonne war eben unterge-

gangen und warf rothen Schimmer über das Wasser. Da tauchte plötzlich die Meerfrau aus den Fluthen empor, kam ans Ufer und betrachtete den schlafenden Jüngling. Dieser sprang empor, umfasste die Nixe mit beiden Armen und wollte sie fortziehen. Sie entrang sich aber seiner Umarmung und liess ihm nur ihren goldenen Schuh zurück. Traurig kehrte er ins Schloss zurück, erhielt aber von der Mutter den Rath, sein Glück noch einmal zu versuchen. Beim zweiten Male gelang es ihm, die Wasserfrau fest zu halten und ins Schloss zu führen. Er überhäufte sie mit den grössten Zärtlichkeiten und sie willigte dann auch ein, seine Frau zu werden. Die Hochzeit wurde mit grosser Pracht vollzogen und Niemand war glücklicher, als Sandel.

Nach einigen Jahren zog der Prinz ins Feld und seine Frau genass während seiner Abwesenheit eines Zwillingspaars. Die Schwiegermutter, die sie um ihrer Schönheit willen beneidete, war ihr gram, entfernte die Kinder, die sie in Schwäne verwandelte, und legte an deren Stelle zwei Hunde. Als nun Sandel aus dem Kriege zurückkehrte und die zwei Hunde sah, wurde er wüthend und wollte seine Frau verstossen. Diese aber wusste ihn zu besänftigen und so lebten sie wieder in Frieden und Eintracht miteinander. Die Frau gebar ihm fünfmal Zwillinge und immer geschah das Nämliche. Zum sechsten mal gebar sie nur ein Kind, das wollte aber die Schwiegermutter umbringen, weil sie ahnte, dass ihr dadurch Unheil widerfahren werde. Sie gab es daher einem Diener, damit dieser es in den See werfe. Der Diener aber setzte es in ein Körbchen und stellte dieses an das Ufer des Sees. Als nun der König wieder nach Hause kam, und vernahm, dass seine Frau wieder einen Hund zur Welt gebracht habe, da verstiess er sie. Die Frau ging weinend aus dem Schlosse an den See, in dessen Fluthen sie verschwand. Zu gleicher Zeit war auch das Kind in dem Körbchen verschwunden, doch bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang kam ein Weib mit einem Kinde an der Brust aus den Fluthen gestiegen und fütterte die Wasservögel, die sich auf dem See aufhielten.

Als der König eine Weile ohne seine Frau gelebt hatte, wurde er von grosser Unruhe erfasst. Er zog überall im Lande umher, um in Festlichkeiten seinen wirren Sinn zu betäuben. So vergingen zwanzig Jahre. Da brach zwischen dem Könige vom Schwarzlande und dem Könige vom Weisslande Krieg aus. Diese beiden Reiche lagen über hundert Meilen von der Burg Sandels entfernt. Er zog aber hin, um den König vom Weisslande bei seinem Unternehmen zu unter-

stützen. Beide Heere lieferten sich nun eine Schlacht, in welcher die Soldaten des Königs vom Schwarzlande zurückgeschlagen wurden. Plötzlich erschien ein Ritter in glänzender Rüstung, der Allen unbekannt war, dem Könige vom Schwarzlande zur Hülfe, und zwang durch grosse Tapferkeit dessen Gegner zur Flucht. Nachdem das Treffen geschlagen war, wurde er vom Könige des Schwarzlandes mit grosser Freundlichkeit aufgenommen, besonders da man hoffte, er werde ihm in noch mehreren Schlachten, die dem Könige vom Weisslande geliefert werden sollten, beistehen. Er nahm denn auch das Anerbieten des Königs, bei ihm zu bleiben, an.

Nun hauste im nahen See ein Ungeheuer, das halb Drache halb Mensch war. Sein Vater war ein Riese und seine Mutter ein Meerwunder. Allnächtlich kam es aus dem See und frass die auf der Wahlstatt Gefallenen, auch wagte es sich bis an das Heer des Königs vom Schwarzlande und that ihm grossen Schaden. So viel auch der Trefflichsten vorhanden waren, sie konnten das Ungeheuer nicht bestehen. Nun erzählte man dem fremden Ritter von ihm, und welchen Schaden es schon angerichtet hatte. Er versprach, es allein zu bestehen. Als nun der Abend kam, stellte sich der Ritter an einen versteckten Ort, um das Ungethüm zu erwarten. Er hatte aber ein Schwert, das so scharf war, dass man einen Helm damit zerhauen konnte, ohne dass es Scharten bekam. Als nun das Unthier hervorstürzte und in die Reihen einbrach, um einen der Soldaten mit fortzuschleppen, sprang der Held darauf los und hieb mit dem Schwerte nach ihm. Allein es glitt an der harten Haut ab. Da sprang er auf das Ungethüm los, griff ihm mit der rechten Hand in den Rachen und riss ihm den Unterkiefer aus. Diesen brachte er dem König, der hocherfreut war, dass das Ungethüm ihm nicht mehr schaden könne. Da er kinderlos war, so nahm er den fremden Ritter zum Sohne an. Aber vor seiner Annahme wollte er von ihm wissen, ob er auch würdig sei, sein Sohn zu heissen. Nun erzählte ihm der Ritter, wie seine Mutter ein Wasserweib sei, das ihn im diamantenen Schlosse auferzogen habe, wie seine Brüder in Schwäne verwandelt worden und er zu einem Riesen ziehen wolle, um von ihm sich einen Ring zu verschaffen, der die seltene Eigenschaft habe, dass derjenige, welcher ihn trage, alles in eine beliebige Gestalt verwandeln könne.

Da stand Einer von den Rittern des Königs auf und sagte: er wisse Rath. Allein der Weg zum Riesen sei schwer zu finden und der Zugang nicht leicht. „Wohl hundert Stunden von hier, sagte er,

steht in einem dichten Walde eine Burg, darin wohnen sieben Prinzessinnen, die alle lange Nasen haben. Sie werden dir nicht gerne den Aufenthaltsort des Riesen verrathen. Aber gieb nur Acht, wohin sie Morgens vor Sonnenaufgang ihre Nasen drehen. In dieser Gegend wohnt der Riese.“ Da erhob sich der Ritter schnell, lehnte das Anerbieten des Königs, sein Sohn zu werden, ab, und reiste, reichlich beschenkt, von dannen. Da kam er durch einen Wald, der dicht und gross war. Er musste sich mit dem Schwerte den Weg bahnen, bis er endlich am 40. Tage seiner Wanderschaft eine Burg sah. Als er nun an das Burgthor kam und schellte, öffnete sich die Thür von selbst, und sogleich schaute die Spitze einer Nase heraus. Ins Haus getreten, sah er Niemanden, als sieben Prinzessinnen, welche Schwestern waren, und alle lange Nasen hatten. Er fragte sie nach dem Aufenthaltsorte des Riesen, allein sie weigerten ihm jede Auskunft. Da wartete er ab, bis sie Morgens aufstanden und merkte sich genau die Seite, wohin sie die Nasen kehrten. Nun verliess er sie und zog nach dieser Richtung hin.

Bald kam er in ein viel dichteres Gesträuch und nach einigen Stunden in einen Wald, in dem alle Bäume von Eisen waren. Plötzlich sah er die Spitze eines grossen Thurmes aus dem Walde hervorragen. Er ging darauf zu. Als er in die Nähe der Burg kam, wurde es immer heisser und als er bis dicht vor die Burg kam, sah er einen grossen Drachen, aus dessen Rachen beständig Gluth und Rauch aufstieg. Er griff ihn mit dem Schwerte an, konnte ihm aber wegen seiner harten Haut nicht beikommen. Da stiess er ihm das Schwert quer in den Rachen. Als der Drache zubiss, ging es ihm durch den Unterkiefer. Während des Streites war aber eine so fürchterliche Hitze entstanden, dass die Eisenbäume in der Nähe weich wie Wachs wurden. Ueberall, wohin das Blut des Drachen floss, verdorrte das Kraut. Der Drache wälzte sich noch eine Zeitlang in seinem Blute und verendete dann. Nachdem der Ritter sein Schwert aus dem Rachen gezogen hatte, ging er in die Burg. Er bemerkte viele Diener, welche ohne zu sprechen, umher gingen. Im obersten Zimmer lag ein Riese auf dem Schoosse einer schönen Jungfrau schlafend. Diese allein konnte reden und so entdeckte sie dem Ritter, dass sie ihren Eltern von dem Riesen geraubt worden. Dem Riesen könne man nicht schaden, man müsse denn zuvor den Ring haben den er am Finger trage. Nun besass aber der Ritter das Schwert, mit dem er Alles durchschlagen konnte, was ihm in den Weg kam. Er schnitt

damit, ohne dass der Riese es merkte, den Ring entzwei und als er in seiner Gewalt war, hieb er ihm das Haupt ab. Nun wurden die Bewohner des Schlosses von ihrem Zauber erlöst. Sie erzählten dem Ritter, wie der Riese sie geraubt und durch seine Künste festgehalten hatte. Er nahm das Mädchen mit sich in die Heimath.

Bevor er in sein väterliches Schloss kam, gab er seinen Brüdern, den Wasservögeln oder Schwänen, durch die Kraft des Ringes ihre Menschengestalt zurück. Alle stiegen nun in die Tiefe des Sees zu ihrer Mutter, und zogen mit dieser ins väterliche Schloss. Obgleich die Schwiegermutter sie erkannte, erhielten sie doch Einlass. Der Ritter mit dem Ringe legte sie in Fesseln und hieb ihre Helfer mit dem Schwerte nieder. Als sie einige Zeit auf dem Schlosse gelebt hatten, kam der König wieder zurück, der, seit seine Frau verstossen war, nicht froh mehr geworden. Traurig ritt er am Ufer des Sees, da tauchte seine Frau aus den Fluthen und schloss ihn in die Arme. Ueberglücklich ging er mit ihr aufs Schloss, wo ihn die Söhne begrüssten. Er lebte mit ihnen zusammen und war zufrieden, dass der Ritter mit dem Ringe die befreite Jungfrau heirathete.



Anhang Nr. I.

Der Chrimhildespil bei Rentrisch.*)

Der Aufmerksamkeit rheinischer Forscher sind bisher die in den Moselgegenden, der Pfalz und Lothringen vorkommenden riesigen Steine entgangen, die allem Vermuthen nach uralte Gau- oder Markgränzen bezeichneten und für unsere Mythologie wie für Rechtsalterthum von grossem Interesse sind. Darum will ich die mir bekannt gewordenen kurz beschreiben, in der Hoffnung, zu weiteren Forschungen die Veranlassung geben zu können. Ich beginne mit dem „Chrimhildespil" bei Rentrisch, der, schon durch seinen Namen in doppelter Hinsicht beachtenswerth, uns den Einblick in das religiöse und politische Leben und Treiben der alten Germanen gestattet und deshalb auch von mir zum Gegenstand einer ausführlichen Erörterung gewählt worden ist.

Der erwähnte Stein erhebt sich in einem Wiesenthale bei Rentrisch, zwei Stunden nordöstlich von Saarbrücken, an der preussisch-bayerischen Gränze. Er ist von Sandstein**), über dem Boden 15¾ Fuss hoch und steht in der Erde ungefähr 5½ Fuss auf einem gepflasterten Boden. Derselbe ist vierkantig; die Kanten sind sehr verwittert und abgestumpft. Auf der nördlichen und südlichen Seite ist er 4 Fuss 1 Zoll und auf der westlichen und östlichen Seite 3 Fuss 6 Zoll breit. Von der Erde ab ist er einige Fuss hoch auf der nördlichen Seite abgebröckelt. Dasselbe ist an der Spitze der Fall, wo auch die Andeutung eines Risses vorhanden ist. Nach Westen hin hat er eine Neigung von etwa 9 bis 10 Zoll, angeblich von einer im

*) Aus den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Nr. XX.

**) Der Herr Berghauptmann von Dechen hat der Red. (d. Jahrb.) folgende Notiz über den Stein gütigst mitgetheilt: „Der Chrimhildespil bei Rentrisch besteht aus Konglomerat des bunten Sandsteins, welcher in der dortigen Gegend allgemein verbreitet ist; der Stein mag ganz in der Nähe, wo er jetzt steht, einst gebrochen worden sein."

Jahre 1781 vorgenommenen Nachgrabung. In dem Bestätigungsbrief, den Kaiser Karl IV. dem Grafen von Saarbrücken im Jahre 1354 über das Geleitsrecht ertheilte, heisst es: „sol das Geleite han, von den ellenden Baum bei Mezze an durch den farent unter Fürpach (Forbach) hin gein Saarbrücken bis an den Stein, den man spricht Kriemilde-Spil.“ (Vergl. Kremer diplom. domus Ardennens. p. 484. W. Grimm, D. Heldensage S. 154 Anmerk.) Noch heute heisst dieser Stein Spittelstein oder kurzweg die Spill.

Ein diesem ähnlicher Stein steht 1/4 Stunde nördlich von Blieskastel auf der Höhe; derselbe ist 24 Fuss hoch, aus röthlichem Sandstein, auf der nördlichen und südlichen Seite 5 Fuss und auf der westlichen und östlichen Seite 3 1/2 Fuss breit. Wie man sich in der Gegend erzählt, soll er eben so tief in der Erde, als über derselben stehen. An der Spitze ist er zugespitzt und verbröckelt, steht lothrecht und wird „Gollenstein“ oder „Golostein“ genannt. Ein dritter, kleinerer Stein steht bei Homburg und ein vierter bei Bietsch in Frankreich. Ueber diese mangeln mir alle Nachrichten, die aber reichlicher bei dem fünften fliessen, welcher sich ehemals in der Grafschaft Dagsburg (departement du bas Rhin) befand, und die „Kunkel“ genannt wurde. Er war 20 Fuss hoch und in der Mitte viel dicker, als an den Enden, weshalb auch das Volk in ihm eine Kunkel zu sehen glaubte. Eine nähere Beschreibung dieses Steins enthält das Kunstblatt von 1816, Nr. 10, wo es heisst: „Wir (Referent und sein Führer) gelangten noch denselben Abend, längs dem Dorfe Maythal, an die nahe Quelle der Saar; am Eingang dieses Thales, und am Fusse des Nonnenberges, dessen Felsen einst ein Kloster sollen getragen haben, standen sonst drei obeliskartige Steine, wovon mein Führer in seiner Jugend noch zwei, später aber nur noch einen aufrecht gesehen hat. Nach dessen Aussage hatte dieser Stein 20 Fuss Höhe und an der Basis 5 Fuss im Durchmesser. Schöpflin selbst hat ihn noch gesehen; er wurde aber im letzten Jahrzehend umgestürzt, und ein Kreuz daraus gehauen, welches noch dasteht. Der Ort selbst benennt sich noch

immer nach der Form jener sonderbaren Steine, die Kunkel.“ *)

Ohne Zweifel standen mit den vorstehend beschriebenen Steinen auch diejenigen in Verbindung, die sich im Regierungsbezirk Trier auf dem rechten Moselufer befinden. Schon Boos hatte in der „Trier'schen Chronik“ für 1820 den Herrn Director Wyttenbach auf zwei von ihnen aufmerksam gemacht. „Bei Longuich“, schreibt er S. 196, „zeigt man nicht undeutliche Spuren einer Römerstrasse, welche durch die Flur über dem Dorf sich gegen die Mühle hinzieht, unweit welcher die Kreisbehörde einen hohen pyramidenartigen Quarzblock hatte ausgraben lassen. Aehnlich diesem Quarzblock sah ich den hohen dreibännigen Stein, welcher die Gemeinden Naurath und Bescheid von dem Banne Mehring scheidet, und es sollen dergleichen noch mehr in der Richtung auf Mainz zu stehen. Sie sind eben das, was der sogenannte Spilstein bei Rentrisch ist; was sie aber bedeuten sollen, lässt sich so leicht nicht bestimmen.“ Noch heute steht bei Longuich, da wo der Weg nach Fastrau abgeht, ein $3^1/_2$ Fuss hoher Stein. Andere, in Höhe und Gestalt wenig von einander abweichende Steine finden sich bei Thomm, am Wege von der Büdlicher Brücke nach Detzem. Hinter Pellingen, da wo die Römerstrasse in die Chaussee fällt, steht ein obeliskartiger Stein von 10 Fuss Höhe, der oben und an den Seiten verwittert ist. Ein gleicher stand früher am Wege von Büdlich nach Heidenburg, ist aber durch die Rohheit eines Bauern zerstört worden. Die beiden letztgenannten Steine waren aus einer Felsart gehauen, die in der Nähe nicht vorzukommen pflegt, was auch von dem Rentrischer und Blieskasteler gilt, ein Beweis, dass der Zweck, zu welchem sie mit vieler Mühe an ihren gegenwärtigen Standpunkt geschafft worden sind, kein unwichtiger war. Liesse sich nachweisen, dass auf dem Hunsrück moselabwärts noch mehrere solcher Steine vorkommen, so wäre auch der räthselhafte Wellstein bei Trarbach nicht zu übersehen, in dessen Nähe unweit des

*) Vergl. noch Stöber Sagen des Elsasses, S. 230 u. 302.

Schaafshofes sich ehemals, wie Hofmann in seiner Trarbach'schen Ehrensäul berichtet, zwei gewaltige Wacksteine, „der Kampfstein" *) genannt erhoben.

Die an der Mosel befindlichen Steine führen, mit Ausnahme der Letzteren, soviel dem Referenten bekannt ist, keinen besonderen Namen; auf die Frage nach ihrer Bestimmung erhielt man zur Antwort: es sind Gränzsteine. Dieselbe Sage knüpft sich an den Rentrischer und Blieskasteler Stein, nur mit dem Unterschiede, dass die Einen in denselben Reste der, angeblich nach dem Vertrage von Verdun (843) errichteten Gränzsteine, die Andern sogar die Gränzlinie der Nemeter gegen die Mediomatricer, wieder Andere alemannische Gränzsteine in ihnen erblicken. Der unter dem Namen „die Kunkel" bekannt gewesene Stein trennte Elsass von Lothringen, war also wirklich bis zu seiner Zerstörung noch eine Gränzmarke. Für die Ansicht Derjenigen, die von den erwähnten Steinen die uralte Gränze der Mediomatricer gegen die Nemeter angedeutet wissen wollen, spricht der Umstand, dass die Steine von Rentrisch und Blieskastel ihre schmalen Seiten nach Osten und Westen wenden und die durch die zwei breiten Seiten gezogene Verbindungslinie an der durch die Höhe des Köllnerthaler Waldes gebildeten natürlichen Gränzlinie fortläuft, diese aber durch die Blies bis Homburg fortgesetzt wird. Lässt man indessen diese Hypothese vorläufig, bis weiteres Material gesammelt ist, auf sich beruhen und zieht die alte Gauverfassung Deutschlands in Betracht, so werden sich Momente genug ergeben, welche Licht auf die frühere Bestimmung dieser Steine werfen können. Dass die heutige Pfalz sowohl als das Trier'sche Gebiet in Zenten oder Hundrede eingetheilt war, wissen wir; für Letzteres namentlich aus Hontheim (Hist. dipl. Trev. t. I. p. 367) und noch im Jahr 1361 huldigte der Zentgraf in Trier dem Erzbischof Kuno im Namen aller Andern. Jede Zent oder Hunrede hatte ihre gemeinsame Wiedmark und anderen Zenten gegenüber ihre geschlossene Gemarkung (Back Kloster Ravengiers-

*) Ueber diese Steine vergl. die Jahrb., XI. S. 163 ff.

burg I., S. 67), wie noch heute Thalfang die Mark genannt wird. Die Gränzen der Gaue und Marken wurden durch Steine oder Bäume bezeichnet, die unter grosser Feierlichkeit gesetzt wurden. Sie waren heilig und unverletzlich, und schwere Strafen trafen Denjenigen, der einen ausackerte (J. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 546 ff.) An den Punkten, wo die Gränzen von drei Gemeinden, von drei Marken oder Gauen einander berührten, die dem Alterthum heilige Dreizahl also den Platz weihte, wurden nun häufig Volksversammlungen und Gerichte gehalten, diese fanden aber bei Steinen und unter Bäumen statt. (Rechtsalterthümer S. 791 und 802.) Dass man dazu die Gränzsteine benutzte, ja dass diese sich durch bedeutendere Höhe und sorgfältigere Bearbeitung vor den anderen auszeichneten, ist bei der Heiligkeit des Ortes und der Wichtigkeit des Geschäfts, welches dort vorgenommen werden sollte, wohl anzunehmen. Am Rentrischer Stein begann das Ingberter Weisthum; er bezeichnete aber auch eine alte Malstätte, wie der Name Spil auf's unzweideutigste beweist. Dieses näher auszuführen, muss ich aber auf die Zeit zurückgehen, in welcher das germanische Heidenthum zu Gerichtsplätzen noch heilige Orte verlangte. Dadurch wird auch der Name „Chrimhilde" überraschende Deutung empfangen und diese Fingerzeige zu weiteren Forschungen über unsere Heldensage geben.

J. Grimm hat in seinem meisterhaften Werke über deutsche Mythologie, wie gewöhnlich weitblickend, auch den Rentrischer Stein in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. „Es wirft Licht", sagt er, „auf das Wesen der Brunhild und Chrimhild, dass nach ihnen Felsensteine benannt werden, und einer Spilstein, Chrimhildespil heisst, was nicht sowohl aus Spiel (ludus) als aus Spille (Spindel, fusus) Deutung empfängt, denn andere Steine führen den Namen Kunkel und in französischen Feensagen „quenouille à la bonne dame." (Myth. S. 390.) Schreiber theilt in seinem Werke über die Feen in Europa diese Ansicht, denn er schenkt dem Umstande, dass die in der Grafschaft Dagsburg gestandene Gränzmarke die Gestalt einer Kunkel oder Spindel gehabt, grosse Beachtung und hält

sie mit einem anderen Steine zusammen, der unter dem Namen „quenouille à la Fee“ bekannt ist und die alte Gränze des Königreichs Burgund bezeichnete. Wie das Volk erzählt, hatte die Fee selbst die Spindel unter ihrem Arme gebracht und hingestellt. (Panzer Beitrag zur D. Myth. S. 377.) Es muss sich also ursprünglich eine mythische Idee an diese Steine geknüpft haben, die wir finden, wenn wir berücksichtigen, dass die Gränzen unter den Schutz der Götter gestellt waren und von diesen Gedeihen für die von den Gränzen umschlossenen Aecker erfleht wurde. Wie das Christenthum Manches aus dem Heidenthum übernommen hat, so ist auch das Umtragen der Heiligenbilder in feierlicher Prozession um die Gränzen des Kirchspiels, um Segen auf die Feldfrüchte vom Himmel zu erbitten, ein Nachhall aus jener längstgeschwundenen Zeit: denn auch das Bild der Erdgöttin Nerthus wurde nach dem Berichte des Tacitus (Germ. c. 40) in feierlichem Zuge, gewiss zur Erlangung der Fruchtbarkeit, umhergeführt, während das Volk betete und feierte.

In derselben Weise geschieht dieses mit dem Bilde Maria's, die ja die alte Göttin Freia ersetzt hat. (Wolf Beiträge z. D. Mythol. S. 193). Noch heute geht am Niederrhein der Spruch:

„Mariensief
Regiert dat Wief.“

d. h., wenn es am Tage Maria Heimsuchung sieft oder regnet, so wird das Regenwetter noch vierzig Tage anhalten, was durch das Weib, die liebe Frau, die dem sechsten Wochentage den Namen gegeben, bewirkt wurde. Darum betet das Volk zu Maria (Freia) um Sonnenschein; darum glaubt es, am Freitag könne sich nur das Wetter ändern, und der Spruch: „Freitagswetter Sonntagswetter“ beweist, dass dieser Tag das gute Wetter bestimmte, denn es hing von der Göttin ab, die durch Thau und Regen Fruchtbarkeit den Aeckern verlieh, in ihrem Zürnen aber auch zuweilen des Guten zuviel sandte. Freia hielt, wie Simrock (Bertha die Spinnerin S. 57) dargethan, wie Nerthus ihren Umzug, ja sie wird dies vorzugsweise gewesen sein, da ihre Mutter bald in den Hintergrund getreten

war, als diese ihr Wesen auf Freia übertragen hatte. Freia weint goldene Thränen; das ist der die Fruchtbarkeit und das Wachsthum fördernde Mairegen, der das erste frische Grün aus dem Boden lockt, die Knospen sprengt und das Nahen des Frühlings verkündet, daher auch der Kinderglaube, dass Mairegen gross mache, also das Wachsthum fördere. In Brüssel stellte sich das Volk unter eine Linde, um das heilkräftige Wasser über sich tropfen zu lassen, welches an ihren Blättern hängen blieb. (Jahrbücher des Vereins XII, S. 109. Das ist bedeutsam, weil, wie wir unten sehen werden, die Linde der Holda heilig war, diese aber niemand anders als Freia ist.

Endlich schreibt man den Hexen die Fähigkeit zu, das Wetter zu machen und die Saaten zu verderben; diese sind aber Freia's Walkyrien (Müller Myth. Erklärung der Nibelungensage S. 134), die sich in Freia's heilige Thiere, in die Katzen, verwandeln und bei Beginn des Maimonats ihre nächtlichen Zusammenkünfte halten. Jene Walkyrien, die aus den Mähnen ihrer Rosse Thau in die Thäler träufeln, weisen ebenfalls auf die Eigenschaft Freia's hin, die Felder zu befruchten, denn der nächtliche Thau wirkt dabei mit.

Habe ich nun in Vorstehendem dargethan, dass Freia gleich Nerthus eine mütterliche Erdgöttin war, deren Bild um die Gränzen getragen wurde, damit den Feldern Fruchtbarkeit werde, so erscheint die Annahme als nicht gewagt, dass die Gränzen unter ihrem Schutze standen. J. Grimm hat in seinen Gränzalterthümern (Verhandl. der Berl. Akademie der Wissenschaften für 1843) auf Wuotan und Donar geschlossen; näher hätte der Schluss auf Freir (Fro) und Freia gelegen, denn von Beiden wurde Gedeihen für die Feldfrüchte erfleht und Beider Bild wurde durch die Fluren geführt. Einen gleichen Umzug auf dem Wagen hielt Holda, die aber eins ist mit Freia, wie viele Sagen darthun. Am klarsten tritt die Identität Beider durch eine von J. W. Wolf beigebrachte Sage hervor, (Hess. Sagen No. 12). Ein im Walde bei Fulda befindlicher Stein, „Hollestein" genannt, zeigt viele Furchen, die aus den Thränen entstanden sind, welche Holla um ihren Mann geweint. Das ist

Odur, der seine Gemahlin Freia verlassen hatte, die ihm deshalb goldene Thränen nachweinte. Dieser Hollastein ist ein Gränzstein, wie der „Frau Hollenbaum,“ dessen das Tarforster Weisthum vom Jahre 1592 (Chart. Max. XIII. n. 417) erwähnt, ein Gränzbaum war, denn es heisst ausdrücklich: „Im frauw hollen baum ahn, da stehet eine Mark.“ Steine und Bäume wurden aber zu Gränzmarken genommen, (Grimm, Rechtsalterthümer S. 545) und der haftende Name Holla ist ein sprechender Beweis, dass Gränzbäume und Gränzsteine der Holda geweiht und dass die von ihnen beschriebenen Gränzen unter den Schutz dieser Göttin gestellt waren. Bei den Angelsachsen, die germanischen Stammes waren und den Volksglauben mit uns gemein hatten, war Freia gleichfalls die Schutzgöttin der Felder und Gränzen, denn sie muss bei Kemble (die Sachsen in England, übersetzt von Brandes, I. S. 297) als solche angenommen werden und nicht Freir: denn in der von ihm erwähnten Urkunde aus dem Jahre 959 heisst es ausdrücklich: „von da den Weg entlang bis zu Freitags Baume“ *). Das ist Freia, die dem Freitag den Namen gab, wie Kemble selbst zugibt. An der Mosel und der Saar finden sich noch heute Erinnerungen an Frau Holle. In Hermeskeil sitzt sie im Berge und spinnt, und in Dillingen wohnt sie in neugebauten Häusern, die noch nicht eingesegnet waren.

Holda wurde als Spinnerin verehrt, denn sie stand als Erdgöttin dem Flachsbau vor und theilte an fleissige Spinnerinnen Spindeln aus. Dadurch stellt sie sich als Repräsentantin des gebärenden Naturprinzips, als Mutter und Frau hin, denn die Spindel ist das Symbol der Frau und wurde den weiblichen Leichen mit ins Grab gegeben. Die vom Sonnenstrahle Freirs durchdrungene Erde muss

*) Die Stelle lautet: „Frea scheint ein Gott der Gränzen gewesen zu sein; da man ihn als den Verleiher der Fruchtbarkeit und des Wachsthums ansah, so fing man vermuthlich an, ihn allmählich als einen Schutzgott der Felder zu betrachten. Bei zwei Gelegenheiten trifft man seinen Namen in Gränzangaben, und einmal in einer Art, welche beweist, dass manche Bäume ihm geweiht waren. In einer Urkunde des Jahres 959 finden wir folgende Worte: „donne andlang herpades on Frigedaeges tréow,“ und in einer ähnlichen Urkunde desselben Jahrhunderts finden wir eine „oet et one Frigedaeg“ laufende Gränze.“

aber Früchte gebären und diese ihre Schätze aus der Unterwelt an das Licht senden; das thut Holda mit der Spindel, die auch zuweilen als weisse Frau mit dem Schlüsselbunde erscheint, um damit den Sterblichen die Früchte der Erde zu erschliessen. Auch Artemis, welche von den Gebärenden angerufen wurde, hiess die Göttin mit der goldenen Spindel; Juno, die den Ehen vorstand, wird mit einem Rocken und die syrische Venus mit der Spindel abgebildet; endlich wird das Gestirn, Freia's Rocken, in Schweden auch die Spindel genannt. Alle diese Anführungen werden meine Behauptung rechtfertigen, dass Holda mit ihrer Spindel die den Aeckern Fruchtbarkeit verleihende Naturgöttin ist, und dass die ihr geheiligten Gränzsteine von ihrem Symbole, der Spindel, den Namen Spilsteine empfingen. Nun wissen wir auch, warum die heil. Lufthildis, die Spinnerin, ein Stück Land mit der Spindel umfährt (Simrock Rheinsagen 4. Aufl. S. 144), denn damit wurde doch nur die Gränze des ihr in Zukunft angehörenden Gebietes symbolisch angedeutet, und warum Gertrud, Gräfin von Rochenstein, deren Namen schon bedeutsam ist, gleich Heinrich dem Welfen das Feld mit einem Pfluge im Busen umritt (Schöppner Baierisches Sagenbuch No. 386). Bertha hält mit dem Pfluge ihren Umzug; sie ist aber eine andere Seite der Göttin Freia und weist auf Bertha die Spinnerin zurück, deren Sagenkreis K. Simrock vor Kurzem zu interessanten Forschungen benutzt hat.*) Dürfen wir demnach den Rentrischer Stein als Hollenspindel deuten, so wirft der Name Chrimhilde, den er trägt, ein weiteres Licht auf ihn, denn Chrimhilde ist Holda (Freia), wie daraus erhellt, dass ihr Diener, Markgraf Eckewart, in der Volkssage als warnender Eckard vor dem Hörselberge erscheint, in welchem Frau Holda wohnt und von dem aus sie ihre Umzüge hält. Es würde mich diese Ausführung indessen zu weit von dem mir gesteckten Ziele

---

*) Frankfurt bei Brönner 1853. Ausser der Mythologie von J. Grimm 2. Auflage gaben überraschende Aufschlüsse über Holda und Berchta J. W. Wolf's Beiträge zur D. Mythologie, Göttingen 1851, ein nicht genug zu empfehlendes Werk, sowie dessen „Götterlehre" ebendas., die als Vorschule zu Grimms Mythologie benutzt werden kann.

abbringen, und so verweise ich auf das, was W. Müller (in seiner Myth. Erklärung der Nibelungensage S. 124 ff.) über die Identität Holdas mit Chrimhilde bemerkt. Auch die Resultate, die Simrock in seinem mehrerwähnten trefflichen Werkchen „Bertha die Spinnerin“ erlangt, sind in mehr als einer Hinsicht zu berücksichtigen und können zu Studien über die mythische Grundlage der Nibelungensage mit Nutzen gebraucht werden.

Allein nicht bloss für unsere Mythologie ist der Rentrischer Stein von Wichtigkeit, auch für deutsches Rechtsalterthum ist er der vollsten Beachtung werth. Das Wort „Spil“ wird nämlich im Mittelalter für Gericht gebraucht, und es wäre also unter einem Spilstein ein Gerichtsstein zu verstehen. In einem offenen Briefe, geschrieben 1592 des 20. dags Mart. zu Pommern an der Mosel heisst es: „Sie alle Gerichtsscheffen mit gelauter Glocken off de hiesig Rhatt- oder Spielhus in der grossen Stuben hinfordern und beschieden.“ Bei Asbach, im kölnischen Amte Altenwied, ragten ehemals aus dem flachen Lande 16 Fuss hohe, senkrechte, und etwas nach Ost geneigte Säulen hervor. Die Stelle hiess Spillhüll. — Minola, dessen Beiträgen zur Uebersicht der Römisch-Deutschen Geschichte, 2. Aufl. S. 71 ich dieses entnehme, bemerkt dazu, in älteren Zeiten sei hier eine Ding- oder Malstätte gewesen, denn noch später hätten sich die drei Aemter Wiedhagen, Asbach und Neustatt dort versammelt, um einen Amtmann zu wählen oder sonst etwas Wichtiges auszumachen. In mehreren Gemeinden an der Mosel wurde, einer Mittheilung des Herrn Oberförsters Mohr zufolge, ein öffentlicher Platz „uff dem Spilles“ genannt, und endlich mahnt das Wort Kirchspiel noch an die alte geistliche Gerichtsbarkeit, und der heilige Send wurde nach uralten Weisthümern auf dem Kirchhofe oder vor der Kirche unter der Linde gehalten, die als Gerichtsbaum am häufigsten diente (Grimm, Rechtsalterthümer S. 796), zugleich aber auch ein Baum der Holda ist (Wolf, Beiträge S. 169). Um die Reihe meiner Anführungen zu schliessen, sagt endlich J. Grimm (a. a. O. S. 806) selbst: „zur Zeit des Mittelalters hatten wenigstens die aufgeblühten wohl-

habenden Städte ihre Richthäuser oder Dinghöfe; man findet sie unter der Benennung Spilhus, Spelhus." Wir hätten also hier abermals einen Beweis für die Richtigkeit der Behauptung Grimms, dass Gerichtsplätze auch zugleich heilige Stätten waren, denn der Name „Chrimhildespil" rollt den tausendjährigen Vorhang vor unsern Blicken auf und zeigt uns das religiöse und politische Leben unserer Vorfahren im hellsten Lichte. Dass wir dieses vermocht, danken wir nächst jenem grossen Römer dem Schöpfer der deutschen Mythologie J. Grimm, dessen Bemühungen um Erforschung des vaterländischen Alterthums von Jahr zu Jahr mehr Anerkennung und Würdigung finden.

Anhang Nr. II.

Erkelenz und Erka.*)

Karl Simrock hat in seinem, von unsern Mythologen viel zu wenig beachteten „Malerischen Rheinland" III. Aufl. S. 370 eine Nachricht gegeben, die auf das Wesen der bis jetzt noch sehr dunkeln Herka das hellste Licht zu verbreiten geeignet ist. Sie lautet: „Von Linnich führt uns ein Seitensprung in das schon geldrische Erkelenz, welches sich von Herka ableitet, sei es nun die Göttin oder Etzels erste Gemahlin. Die auf dem Stadthause aufbewahrte geldrische Chronik stellt sie dar, das Schwert entblösst in der Rechten, in der Linken den Schild, sonst unbewaffnet; ein Band mit der Inschrift: Erka virago Castelli Erklensis patrona umflattert ihr Haupt, im Schilde liest man die Worte: Ab Erka matre sub Tilia fatur venisse quedam filia quo Erklentz nuncupatur. Auch was sonst von ihr gemeldet wurde, zeigt, dass in der Zeit, wo die Chronik geschrieben wurde, (um 1549) sowohl die Erka der Mythologie als der Heldensage bis auf den Namen vergessen war. Erkelenz, heisst es, habe den Ursprung von einer edlen Frauen Erka, die gemeiniglich die Frau zur Linden genannt worden und ein männlich Weib gewesen sei. Zur Vertheidigung des Vaterlandes habe sie den Tod nicht gescheut und allen Männern ein Beispiel der Tapferkeit gegeben."

Was uns hier die Chronik berichtet, trägt scheinbar historischen Character, und fast wäre man versucht anzunehmen, die Herka sei ein Sprosse des altberühmten geldrischen Grafenhauses. Betrachtet man sich indessen die Sache genauer, so wird die mythische Gestalt, wenn auch bruchstückweise, unter der historischen Tünche hervorblicken und sich mit Hülfe der in andern Theilen Deutsch-

*) Aus den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Nr. XXI, 1854.

lands lebenden Volkssagen ergänzen lassen. Das ist eben das Eigenthümliche unserer Mythologie, dass sie aus zerstreuten Trümmern wieder aufgebaut werden muss, und treffend bemerkt Th. Colshorn (D. Wochenschrift I, S. 322): „ihr steuert der eine Ort vielleicht nur Donars Hammer und ein hundert Meilen weit entlegener des Gottes Bocksgespann, von dem Hammer wieder hat vielleicht die eine Gegend uns den Zug aufbewahrt, dass er Alles trifft, wonach der Gott ihn wirft, und ein hundert Meilen weit entlegener, dass er von selber in des Schleuderers Hand zurückkehrt.“ Auch die Gestalt der Herka muss aus einzelnen auseinandergerissenen Zügen zusammengesetzt werden, um das Bild in seiner ursprünglichen Farbenpracht zu erkennen. Ich werde nachweisen, dass jene Erka, von welcher Erkelenz den Namen hat, die Herka der märkischen Sagen und Attila's Gemahlin Herka oder Helche ist, denn alle diese Benennungen sind nur verschiedene Formen desselben Namens. Aus meiner Beweisführung wird dann auch hervorgehen, dass Erkelenz einst die Cultusstätte eines heiligen Wesens war, das als Nerthus, Frouwa, Fricka, Frau Gode oder Gaue, Holla, Berchta, Ostara, Era, Herka u. s. w. auftritt, und im Grunde nichts anders ist, als die mütterliche Erdgottheit, der auch schon in den frühesten Zeiten die Linde geweiht sein mochte.

Die oben erwähnte Chronik schildert uns die Erka als „ein männliches Weib,“ die allen Männern ein Beispiel der Tapferkeit gegeben habe. Damit übereinstimmend, wird sie denn auch mit Schwert und Schild abgebildet, als streitbare Frau, die der Waffen kundig war, und die Gefahren des Kampfes nicht scheute. Kuhn berichtet uns (Nord. S., S. 111) Frau Herke (= Herka, Erka) sei von gewaltiger Grösse und Stärke gewesen und habe zum Geschlechte der Riesen gehört. Am Fusse des Herkenberges habe der Frau Herkenstein, ein gewaltiger Granitblock gelegen (das. S. 482). Diese Angaben sind Fackeln gleich, die uns durch das Dunkel leuchten. Halten wir fest, dass ein gewaltiger Felsstein den Namen nach Frau Herka geführt, so erinnert uns

das an den Brunhildenstein auf dem Feldberge (Urk. von 1043 bei Johannes res Mogunt. 2, 514 und von 1221 bei Gudenii cod. diplom. 1, 479) und an den Chrimhildenstein bei Rentrisch (vgl. oben) erinnert. Brunhilde wird von der ältern Edda ganz bestimmt als Walküre hingestellt, denn in Helreidh Brynhildar (Simrocks Edda S. 188) singt sie auf dem Wege zur Unterwelt:

„Alle heissen mich
In Hlindalir
Hild unterm Helme
Wohin ich kam.“

Im Nibelungenliede ist dieser Character Brunhildens schon verwischt, indessen lassen die Wucht der Waffen, die kriegerische Rüstung, gefahrvolle das Leben zum Pfande setzende Kampfspiele, endlich die Abhängigkeit ihrer Stärke vom Jungfrauenstande noch deutlich ihren ursprünglichen Beruf erkennen. (Heldens. S. 384.) Auch Chrimhilde erscheint als schwertgeübte, muthige Frau, was uns berechtigt, beide als Walküren, als Held- und Schildfrauen zu fassen, denen Helm und Schild gleich den Helden zustanden (Myth. S. 384), und die von Odin in den Kampf gesandt wurden, wo sie den Menschen den Sieg lenken sollten. Grade so tritt auch jene Erka auf, mit Schwert und Schild bewaffnet, als ein mannliches tapferes Weib, das vor allen Männern durch seinen Schlachtenmuth hervorleuchtet und eine ächte Walküre ist. Wie den beiden Gestalten der Heldensage Steine geweiht sind, so auch jener märkischen Herka, die schon im Namen Berührung mit der geldrischen Erka bietet, sich aber im Laufe unserer Untersuchung als identisch mit derselben herausstellt. Dass Brunhilde und Chrimhilde, die Todesgöttinnen der Schlacht, gleichfalls nur eine und dieselbe Person sind, hat W. Müller (Versuch einer myth. Erklärung der Nibelungensage) dargethan. Diese Person ist zunächst Frouwa, das Oberhaupt der Walküren, von der die Andern nur ausgegangen sind. Ihre Beziehung zu Kampf und Schlacht ist unzweifelhaft, (vgl. Wolf Beiträge I. S. 192 f.) und so hätten wir in jener Erka

die Frouwa als Walküre, als Schwert- und Siegesgöttin vor uns. Dass Erka oder Herka Niemand anders ist als diese Göttin, werden die weitern Angaben der Sagen beweisen.

Frouwa ist auch, wie wir gesehen, eine mütterliche Erdgöttin, die den Feldern Fruchtbarkeit verleiht, wie Nerthus ihren Umzug im Lande hält und dem Flachsbau wie dem Spinnen vorsteht. Dass sie mit Frau Holda und diese wieder mit der Chrimhilde identisch ist, haben wir gleichfalls früher nachgewiesen; desgleichen, dass die Linde der Holda heilig war. (Vgl. Wolf Beiträge I, S. 170.) Wir werden diesen Umstand besonders ins Auge fassen müssen, da Erka in der Chronik „die Frau zur Linde“ genannt wird. Für jetzt halten wir uns bei der Eigenschaft der Frouwa (Holda) als Erdgöttin auf, um zu untersuchen, ob sich diese auch bei Erka (Herka) nachweisen lässt. Nun wird in den Nordd. S. (Nr. 126, 6) erzählt, Frau Harke habe die kleinen märkischen Rüben in die Umgegend von Camen verpflanzt. Das ist doch offenbar ein Zug, der sie als Schutzgöttin des Ackerbaues erscheinen lässt. Auch dass Dachse bei ihr sind, spricht für diese Annahme, denn jene Thiere halten gleich der Erde ihren Winterschlaf und waren ihr heilig. (Wolfs Zeitschrift I, Seite 391.) In den märkischen Sagen (S. 371) berichtet Kuhn Folgendes: In der Mittelmark, besonders im Havellande, in der Ukermark, und auch in der Altmark heisst es, dass in den Zwölften Frau Herka durch das Land ziehe und dass deshalb die Mägde bis zum Tage der heiligen drei Könige ihren Rocken müssen abgesponnen haben, sonst zerkratzt Frau Herka entweder denselben oder besudelt den Rocken.“ Das Nämliche wird auch von der Holda berichtet. (Myth. S. 247). Auch in Bezug auf die Zeit des Umherziehens herrscht Uebereinstimmung, da Herka sowohl als Holda und Berchta in den Zwölften durchs Land ziehen, um den Feldern Fruchtbarkeit zu verleihen. Dadurch schon und weil sie über den Flachsbau wachen und sich des Spinnens annehmen, wird ihre Eigenschaft, als eine die Fülle der Güter verleihende Erdgöttin, erkennbar, wie ja auch in der von

Grimm erwähnten angelsächsischen Formel die Erka als Erdenmutter angerufen wird. (Myth. S. 232) Bei E. Sommer (Thür. S. Nr. 9) fliegt in den Zwölften eine Frau in Gestalt einer Taube durch die Luft und macht die Felder fruchtbar. Das ist wiederum Holda — Berchta — Herka, und Gobelinus Persona (Cosmod. rom. Act. VI. Meibom. script. rer. Germ. t. I) erwähnt nach sächsischen Ueberlieferungen, dass Frau Hera in den Zwölften durch die Luft ziehe und Ueberfluss verleihe. Diese einfache Form ist die ältere Bezeichnung für Frau Herka, die sich dadurch als Luftgöttin kennzeichnet, denn durch das Fliegen werden offenbar die Wolken in Bewegung gesetzt, um den fruchtbaren Regen zu entsenden, gerade wie die Walküren Thau aus den Mähnen ihrer Rosse träufeln. Auch Holda ist Luft- und Erdengöttin, und der Volksglaube, sie sende Schnee zur Erde, der doch düngend und befruchtend ist, spricht dafür. Selbst Ostera wird Erdengöttin sein, wie Wolf neuerdings dargethan hat. (Wolfs Zeitschr. I. S. 391.) Im Vorstehenden sehen wir, dass sich Frau Holda sehr nahe mit Frau Herka berührt, ja im Grunde dieselbe Gestalt ist. Man berücksichtige nur dabei, dass die nährende gebärende Erde unter verschiedenen Benennungen, je nach den Stämmen, verehrt wurde. So ist die thüringische Holda dasselbe, was die geldrische Erka, die märkische Herka, was die baierische Berchta ist. Alle führen uns immer auf eine Urgöttin zurück, deren ältester Name wohl Frau Gaue, der Nerthus entsprechend, sein dürfte. Wenn uns nun gesagt wird, Erka sei die Frau zur Linde genannt, so können wir, nachdem sich ihre Göttlichkeit herausgestellt hat, auch annehmen, die Linde sei ihr geweiht gewesen, wie dieses bei Holda und Frouwa ja auch der Fall ist. In dieser Angabe, wie in jener, die uns die Erka als mannliche streitbare Frau nennt, erblicken wir demnach Züge, die in den märkischen Sagen fehlen, zur Vervollständigung des Bildes der Erka aber durchaus nöthig sind.

Auch der Zwerg, der aus dem Harkenberge kommt, (Nordd. S. S. 483) weist auf Holda (Wolf Beitr. S. 170), während das Abziehen der Frau Herka an der Spitze eines

elbischen Heeres an Berchta gemahnt, die als Königin der Heimchen ja auch das Land verlässt. Berchta wird auch als eine grosse starke Frau geschildert, gerade wie Frau Herka, die eine Riesin ist und Riesenarbeit verrichtet. Chrimhilde ist auch ein Riesenweib und die Sage von Hven erzählt (Heldens. S. 321): „Ihre Schwester Hvenild trug Stücke von Seeland nach Schonen und kam damit glücklich hinüber, wo Berge aus diesen Erdstücken entstanden. Als sie aber hernach allzugrosse Stücke nahm, brach das Band ihrer Schürze mitten in der See und Alles, was sie darin trug, fiel hinab und bildete die Insel Hven. Da soll sie die St. Jakobskirche gebaut haben, nach welcher Grimild von Seeland aus einen Stein schleuderte, der bei Karlshögeflott ins Meer fiel und noch zu sehen ist.“ Wer die Sagen bei Kuhn Nr. 126 nachliest, wird durch die Uebereinstimmung überrascht werden. Ist hier Chrimhilde = Herka, so stellt sich diese durch das, was Entzelt im Chronicon der alten Mark Magdeburg 1579, S. 49 berichtet, neben Holda. Dort heisst es: „Carolus Magnus gewann die Stadt Arisburg oder Eresburg an der Lipp in Westsachsen und heisst die Marsburg, castrum Martis auf dem Erisberg, die den Namen hat ab Hera i. .e Junone, quam hodie rustici fabulantur adhuc volitare, per aëra, Sagen von dem wilden Heer.“ Demnach zieht Frau Hera oder Herka mit dem wilden Heer, wie Holda, die im Venusberge wohnt. Fassen wir Alles dieses zusammen, so erscheint Erka als Schwertgöttin, die mit Schwert und Schild abgebildet wird und als Erdengöttin, die der Lindenstadt Entstehung und Namen gab, denn Erkelenz scheint aus Erka—linde corrumpirt zu sein.

An diese Erörterung können wir in Kürze eine andere reihen, die mir schon mit Rücksicht auf Atilas sagliche Gemahlin geboten erscheint. Kuhn vermuthet (Nordd. S., S. 482), Zio sei der Vater der Frau Herka gewesen und erinnert dabei an den Tivessteig, der zum Harkenberge geführt. W. Müller (Altd. Religion S. 226) meint indessen, die Erdengöttin Herka sei die Gemahlin Zio's, des Himmels- und Schwertgottes gewesen. Sein Name

hat bei einigen deutschen Stämmen Er, Ir oder Eor gelautet, wie daraus hervorgeht, dass der nach dem Gotte benannte Ziestag in Baiern Eritac oder Ertac heisst, (Schmeller I, 96. 97), auch dem altdeutschen Runenzeichen für Z der Name Eo, Eor und Aer gegeben wurde. (Myth. S. 182.) Der Name Er passt zu Era, der Schwertgott zur Schwertgöttin, der Himmelsgott zur Himmels- und Erdengöttin, die als Frau Here oder Era durch die Luft flog. Weshalb sollte man denn Anstand nehmen, in unserer Erka die Gemahlin Zio's zu vermuthen? Zeus (die Deutschen S. 25) erkennt in Zio den in der Abrenuntiatio genannten Saxnot und meint, der Name Schwertgenoss und Kampfgenoss könne eine Nebenbenennung dieses Gottes gewesen sein. Grimm erklärt sich damit einverstanden und bringt bei dieser Gelegenheit den Er mit dem althochdeutschen heru (Schwert) zusammen, so dass der Character Ers als Schwertgott schon durch seinen Namen angedeutet würde, grade wie bei Donar, der, seinem Namen entsprechend, ein Donnergott ist.

Wie Priscus (Jorn. c. 95) erzählt, wurde das Schwert des Mars in der Erde gefunden und dem Attila überbracht. Unter Mars ist wohl ein Kriegs- oder Schwertgott zu verstehen, wie die ganze Angabe überhaupt ein mythischer Zug zu sein scheint, dessen wahre Bedeutung im Laufe der Zeit verschoben und verwischt wurde. In dieser Annahme bestärken uns noch die Erzählungen von dem Schicksale dieses Schwertes, die an die unheilbringenden Schwerter der Heldensage erinnern. Wie dem historischen Attila sagenhafte Züge angeflogen sind, so auch hier, und wir möchten gradezu behaupten, der Bericht des Priscus sei der Rest einer uralten Göttersage, in der nur Attila's Gestalt neu ist. Auch ins Nibelungenlied gehört er nicht; sein Auftreten ist von dem des historischen sehr verschieden, wie denn auch die Edda den Hunnenkönig nicht kennt. Wir finden die Lösung des Räthsels, wenn wir in Anschlag bringen, was Attila's Name eigentlich besagt. Nach Grimm bedeutet dieses Wort einen Altvater, Grossvater oder sagenberühmten Stammkönig (Haupts Zeitschrift I, S. 25),

und das war in der Regel ein Gott. Das Schwert, von dem Priscus spricht, wiese auf Zio, den Schwertgott, und diese Annahme gewinnt Bestätigung dadurch, dass Attilas erste Gemahlin wirklich Erka hiess. (Heldens. S. 68.) Sie hatte aber auch eine Schwester, Namens Bertha, die eine Gemahlin Rudolfs (Rüdigers von Bechelaren) war. Grimm weist schon (Heldens. S. 180) darauf hin, diese Bertha kenne kein anderes Gedicht; allem Anschein nach war sie auch nur eine personifizirte Seite der Herka, die später als selbstständige Gestalt in die Sage überging. Dass aber Berchta und Herka eine und dieselbe Person sind, wurde oben dargethan, und so gewinnen wir auch hier eine neue Bestätigung der Ansicht von der Göttlichkeit Attilas.

Während Etzels Gemahlin in der Heldensage überall Helche, Herche, Herka, Herkea, Erka genannt wird, heisst sie im Waltharius Ospirin. Grimm deutet das (S. 119 seiner Ausgabe), mit göttliche Bärin und glaubt, der Name könne sich mit der jüngeren Helche berühren, falls dieser aus himmlische Bärin erklärt worden wäre. „Der Name Helche, schreibt Mone (Einleitung in das Nibelungenlied S. 54) erinnert an die griechische Benennung des grossen Bären Helike, und dieses Wort war selber wieder ein Frauenname, worin die Bedeutung des Weissen und Leuchtenden liegt. Mit ihr wird mit Recht die strahlende Spinnerin Frau Bertha verglichen und es liegt also nach Grimm in Helche eine Andeutung der alten Naturgöttin Artemis. Da ferner in den Namen von Etzels Kindern immer der Gedanke von scharf, spitzig, brennend vorkommt, wie denn Ortlieb von Ort (Spitze) abzuleiten ist, so erklärt Grimm folgerichtig Etzels Name durch Eit, Flamme, also Feuergott, so dass in Etzel die allwaltende Naturkraft in Luft, Erde, Wasser und Feuer vereint bezeichnet würde.“

Ganz gewiss nahm früher der Ziocultus eine hervorragende Stelle im Götterdienst der Germanen ein, bis Odin den mit aus Asien gekommenen Schwert- und Himmelsgott in zweite Linie hinabdrängte und personifizirte Eigenschaften desselben als selbstständige Götter

sich zur Seite stellte. Einem kriegerischen Volke, wie die Deutschen waren, ist die Verehrung des Schwertgottes ganz angemessen. „Unter allen Waffen voran geht das Schwert, schreibt J. Grimm (Gesch. d. D. Sprache, 2. Aufl. S. 542) und hinzugenommen, dass es einen Schwertgott und Schwertcultus gab, muss höchst begreiflich sein, dass nach dem Schwert Sachsen, Cherusker und vielfach noch andere Völker hiessen.“ Im Lande der Cherusker stand die von Karl dem Grossen zerstörte Irmensäule und in Irmin hat Müller (altd. Rel. S. 294) den Zio erkannt; dort lag auch die Erisburg, die wieder an Er oder Ir, den andern Namen Zio's erinnert. Obgleich es sehr wahrscheinlich ist, dass die Lieder zu Ehren Armins, deren Tacitus (Annal. 4, 88) gedenkt, auf den Cheruskerfürsten zu beziehen sind, so können sie doch auch dem Kriegsgotte gegolten haben, von dem das Volk und sein Held den Namen führten. Grimm hat (Myth. S. 180) den Namen der Abtei Siegburg an der Sieg, im Lande der Sicambrer, auf Zio bezogen. Im alten Sachsenlande befanden sich noch mehrere Orte, die den Namen Siegburg führten. So die Veste Siegburg am Zusammenfluss der Ruhr und Lenne, und Siegburg am Einfluss der Diemel in die Weser. In der Mark (Westphalen) kommt Herka unter dem Namen Hirka vor. (Wolfs Zeitschr. I, S. 393.) An sie erinnert der Herchenstein bei Hattingen, der nach dem Volksglauben ein alter Opferaltar war, sowie das Dorf Herchen an der Sieg. Panzer hat (Beitr. I, S. 1) einen Herchenstein, dem ein Erenberg gegenüberliegt.

Waren die Cherusker Verehrer des Schwertgotts, so auch gewiss die benachbarten Sigambrer. Die cheruskischen Namen Sigegast (Segest), Sigemund und Sigemur beweisen, welche Wechselwirkungen zwischen beiden Stämmen stattgefunden. Die unter August verführten Sigambrer hatten an der Stelle des heutigen Buda die Stadt Sicambria gegründet, wobei sich später deutsche Sagen mit hunnischen mischen konnten. Dann wanderten mehr als einmal Sigambrer auf das linke Rheinufer. (Sueton Aug. 21, Tac. Ann. 12, 39.) Strabo weist S. 194 die

Sigambrer neben Trevirern, Nerviern und Menapiern, und Remigius nennt den fränkischen König Chlodovicus auch einen Sigamber. So wäre es möglich, dass durch Sigambrer der Erkakultus in die Gegend von Erkelenz übertragen worden.

Woeste leitet (a. a. O. S. 393) den Namen Hirka, Herka von einem verlorenen alts. hiran (hiaran) praet. har (hoch sein, sich erheben), wovon hara die Anhöhe, sowie hiaer und här, Höhe, Himmel. Gebirge, die den Namen Harte führen, giebt es am Rhein, im Luxemburgischen und in der Mark. An eine Verbindung zwischen Himmel und Herka zu denken liegt um so näher, als Herka ja Himmelsgöttin ist. Dann aber führen auch Berge den Namen Etzel, Altvater, Altkönig, (Haupt I, S. 26.) Zio wird als uralter Stammkönig Attila oder Etzel und Erka als Stammmutter Ute geheissen haben. Als in späteren Zeiten, in denen die ursprünglich mythische Bedeutung der einzelnen Gestalten vergessen war, diese in unsere Heldengedichte verflochten wurden, konnte Attila der Chrimhilde zum Manne gegeben werden, während doch Letztere identisch mit Herka ist. Ein sächsischer Sänger nannte die alte Göttin Herka, ein fränkischer Brunhilde, ein burgundischer Chrimhilde, ein alemannischer Bertha und der Umdichter, der einige Jahrhunderte später die einzelnen Lieder in ein gewaltiges Ganze verschmolz, fügte zusammen, was zu seinem Zwecke passte.

Anhang Nr. III.

Ostara.*)

Keine Gestalt der deutschen Mythologie ist nebelhafter und dunkler geblieben, als die der Ostara, und doch gehört sie so recht den Germanen an, wie der Name ôstarmanôth für April und ôstare für das Auferstehungsfest des Herrn beweisen, die schon in den frühesten althochdeutschen Sprachdenkmälern vorkommen. Aus dem Umstande, dass grade das hehrste Fest des Christenthums den heidnischen Namen trägt, darf mit vollem Rechte auf die ehemalige Bedeutung der Göttin, der er angehörte, geschlossen werden. Ihr Bild muss so tief im Herzen des Volkes eingewurzelt gewesen sein, dass die vorsichtig auftretenden christlichen Bekehrer es nicht für rathsam hielten, dagegen einzuschreiten und sich lieber mit Unterlegung christlicher Begriffe und Adoptirung der Volksgebräuche, die sich ans Fest der Göttin knüpften, begnügten, als den Gefühlen der neubekehrten Heiden wehe zu thun. In spätern Zeiten, als das Christenthum schon überall feste Wurzeln geschlagen hatte, eiferten die Concilien und Prediger allerdings gegen diese heidnischen Erinnerungen; auch fruchteten die Lehren und Ermahnungen der Geistlichkeit, sobald an den alten Feiertag etwas Schauerliches, Grässliches geknüpft wurde und man die Priesterinnen der alten Göttin zu Hexen stempelte, die das Vieh des Ackermanns bezauberten und seine Saaten vernichteten. Das war das beste Mittel, die Anhänglichkeit an das Heidenthum mehr und mehr abzuschwächen, und die jetzt am Rheine allgemein geltende Bezeichnung Poschen für Ostern beweist, dass die Bemühungen der mittelalterlichen Geistlichen gute Früchte getragen haben.

---

*) Aus den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft XXII, 1855.

Nicht alle deutschen Stämme verehrten die Göttin Ostara, oder vielmehr, nicht alle bezeichneten die Frühlingsgöttin mit diesem Namen. Ulfilas nennt Ostern paska, nicht austrô, obwohl ihm der Ausdruck bekannt sein musste. (Myth. S. 268.) Eginhart legt dem April den Namen ostar manôth bei, und da Karl der Grosse ein so erbitterter Feind des Heidenthums war, so wäre möglich, dass zu seiner Zeit die Verschmelzung heidnischer und christlicher Begriffe durch Uebertragung des Osterafestes auf das Auferstehungsfest vor sich gegangen wäre, obgleich auf der andern Seite wieder in Betracht gezogen werden muss, dass die Angelsachsen gleichfalls den Namen Eóstre für den April hatten und ihn aller Wahrscheinlichkeit nach aus ihren alten Sitzen in Deutschland mit eingeführt haben. (Beda, de temporum ratione cap. 13.) Jedenfalls beweisst aber das Belassen dieses so bedeutsamen Namens in der Reihe der von Karl vorgeschlagenen Umschreibungen das Vorhandensein eines bedeutsamen Zwecks, den wir uns nur aus der Absicht erklären können, die heidnischen Erinnerungen durch die christliche Anschauung mehr und mehr zu ertödten. So errichtete man auch gerne auf germanischen Cultusstätten die ersten christlichen Kirchen oder fügte geweihte Bäume deren Mauern ein, wie wir davon Beispiele genug nachweisen können.

Da Karl der Grosse den Franken den Monatsnamen gab oder ihn beliess, — denn frühere Bezeichnungen sind uns nicht erhalten, — so dürfen wir daraus den Schluss ziehen, dass die Franken auch die Göttin verehrt haben, die ihn ursprünglich trug. Zur Zeit, als die christliche Axt noch nicht an den Baum des Heidenthums gelegt war, muss dieser Stamm ein bedeutsamer und einflussreicher in deutschen Gauen gewesen sein, denn nur so erklärt sich die Annahme einer Bezeichnung für das heilige Fest der Christen, die benachbarten Völkern fremd ist.*)

Die Osterfeuer, die zur Erinnerung an die alte Göttin theilweise noch heute abgebrannt werden, kommen an der ganzen Nordsee, im Oldenburgischen, Schaumburgischen,

*) Die Nordländer sagen pâskir und nicht austrur (Myth. S. 268.)

Friesland und Holland, dann im Bergischen und in Westphalen bis zur Weser vor.*) Was im südlichen Deutschland zur Zeit der Sonnenwende die Johannisfeuer, das waren im nördlichen zur Feier des erwachenden Frühlings die Osterfeuer. Am Niederrhein kennt man diese nicht, vielleicht, weil sie schon sehr frühe eingestellt wurden. Dort kommen nur noch Martinsfeuer vor; in der Eifel und im Luxemburgischen auch die Feuer am ersten Sonntage in den Fasten, wobei ein feuriges Rad vom Berge gerollt oder ein Baumstamm in Form eines Kreuzes — an Donars Hammer erinnernd — mit Stroh umwickelt und dann angezündet wurde.**)

Grade die Gegend, die in ältesten Zeiten von Sigambrern bewohnt war, bewahrt noch heute die Sitte der Osterfeuer. Nach Grimm (Gesch. der D. Sprache I. Aufl. S. 520, II. S. 364), lag ihr Gebiet am Rhein zwischen Lippe und Sieg, und erstreckte sich ostwärts bis in das spätere Sauerland oder Herzogthum Westphalen, fast zur Weser hin. Dass Sigambrer und Franken eines Stammes sind, beweist schon die Aeusserung des h. Remigius bei der Taufe Chlodwigs; sie wird aber noch durch andere Beweise dargethan, die man bei Grimm (a. a. O.) nachlesen mag. Nachbarn der Sigambrer waren die Cherusker, in denen Grimm die spätern Sachsen erblickt. (Gesch. d. D. Sprache I. S. 612; II. S. 426.) Sie wohnten zwischen Elbe und Weser und noch über diese hinaus bis zum teutoburger Walde und hatten im Südwesten Chatten, die heutigen Hessen zu Nachbarn, die mit den Batavern eines Namens waren. Berührungen oder Uebereinstimmungen in Religion und Sitte haben zwischen allen diesen Stämmen stattgefunden und so begegnen uns im Harze eine Menge Erinnerungen an Ostara. (H. Pröhle Harzsagen S. 280 f.) Auch in Hessen und selbst in Baiern kommen schwache Spuren

*) Vgl. Kuhn und Schwartz Nords. S. S. 373, wo viele Ostergebräuche verzeichnet stehen. Auch Myth. S. 581 f. ist hier nachzulesen. Im Frankfurter Conversat.-Blatt Nr. 85 für 1852 wird eine treffliche Schilderung des oldenburgischen Osterfeuers nach der Weserztg. gegeben.

**) Das sogenannte Burgbrennen im Luxemburgischen. Vgl. Bormann Gesch. der Ardennen II, S. 160.

vor, auf die ich später Bezug nehmen werde. Bei den schon früher berührten Wechselwirkungen zwischen Sigambern (Franken) und Cheruskern wäre es möglich, dass diesen der Ostarakultus gemeinsam gewesen sei und dass bei der stattgehabten Verschmelzung Beider und darauf folgender Bekehrung zum Christenthum sich der Name Ostara durch Uebertragung auf das christliche Fest erhalten hätte.

J. Grimm deutet Ostara als die Göttin des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes. (Myth. S. 268.) E. Meier (Sagen aus Schwaben S. XXII) erblickt darin die Göttin der Morgenröthe, von dem Sanskritwort uschas, aurôra (statt ausôra) deutsch: Ostara. Weiter war schon A. Kuhn (N. Jahrb. der Berl. Ges. 6. Bd. S. 44) gegangen als er in der Ostara die Frühlingsgöttin erkannte. „Wie daher usas und aurora die Morgenröthe des Tages," schreibt er, „so wird Ostara die Morgenröthe des Jahres bezeichnen; wie jene muss auch diese mit der Sonne in näherer Verbindung gestanden haben, die nach dem Volksglauben, nachdem sie der dunkle Winter so lange in Fesseln geschlagen, nun, da sie der Bande ledig ist, am ersten Ostertage, sobald sie über dem Morgennebel glänzend emporsteigt, drei Freudensprünge thut und fröhlich hinauftanzt, die nun das Wasser, das sie hinter Wolken verborgen nicht bescheinen konnte, oder zu dem sie durch die Rinde des Eises nicht dringen konnte, jetzt, da sie sich aus den Wellen wieder erhebt, reinigt und heiligt, dass es sich klar erhält und Klarheit und glänzende Schönheit verleiht."

Aus dieser Darstellung erhellt, dass am Tage der Ostern ein Frühlingsfest der heidnischen Germanen gefeiert worden ist; wir dürfen demnach die Ostara als die im Frühlinge neu blühende, aus den Banden des Winters neu erstandene oder aus der Unterwelt zurückgekehrte Göttin auffassen. Ueber ihr Wesen wird uns genauer Aufschluss werden, wenn wir Spuren verfolgen, die sich am Rheine gefunden haben.

An den Quellen der Weschnitz muss in alten Zeiten ein Heiligthum der Ostara gewesen sein, die später

zu christlichen Zeiten in die heil. Walpurgis umgetauft wurde. Die Dörfer zu Füssen der Walpurgiskapelle, Ober- und Unterostern, haben uns ihren Namen erhalten. (Simrock Rheinland, III. Aufl. S. 97.) Alljährlich auf Walpurgisabend, „wenn die Hexen uf Besen durch die Luft reiten tun" gingen die beiden Bürgermeister von Coblenz, frisch gepflückte Maisträusse in der Hand, auf der Moselbrücke auf und ab und beschenkten Frauen und Jungfrauen mit Blumen, Spicke und Thymian aus den nahen Wäldern. Gefüllte Körbe brachten die Rathsdiener herbei. (Klein, das Moselthal, S. 21.)

Der Kenner der deutschen Mythologie wird auf den ersten Blick gewahren, wie sich diese beiden Angaben ergänzen und eine der andern Licht verleiht. In nördlichen Gegenden, in denen der Frühling später eintritt, als in südlichen, war der erste Mai der Anfang der schönen Jahreszeit. Die Kirche schob das Auferstehungsfest in den April, sei es nun, dass dabei chronologische Gründe obwalteten, sei es, dass man durch Verlegung des alten Heidenfestes diesem mehr und mehr an Bedeutung nehmen wollte. Genug, die Germanen begingen am ersten Mai ihr grosses Opferfest zu Ehren der Göttin, wobei sich ihre Priesterinnen auf Bergen oder im geheimnissvollen Dunkel der Haine versammelten, um dort die altherkömmlichen Bräuche zu üben. Dass dabei Feuer nicht gefehlt haben ist natürlich; sie wurden auf der ersten deutschen Kirchenversammlung zu Regensburg im Jahre 742 verboten, aber noch bis heute abgebrannt. Aus den Priesterinnen wurden aber Hexen, die sich auf Walpurgistag versammelten*) und das Grauen, das der Landmann vor diesem Tage empfand, beweist, mit welchem Eifer die christlichen Priester im Mittelalter vor diesem Tage gewarnt hatten. Zu diesem Eifer mochte sie aber auch die Wahrnehmung veranlassen, dass noch viele Christen heimlich die alten Bräuche übten und in der Walpurgisnacht Opferfeste begingen, woraus manche Sagen von Hexenversammlungen

*) Vgl. die Hexensagen sowie den, an den ersten Mai geknüpften Aberglauben bei Kuhn, Nords. S. S. 375 ff.

entstanden sein mögen. Montanus versichert (die Volksfeste in dem „Vaterland“ S. 25) es sei noch nicht lange her, dass man alte Leute bei Aufgang der Sonne an Quellen und Bäumen mitten im Walde beten sah. Was Wunder, wenn die Carolinger in ihren Capitularien die deutsch-heidnischen Zusammenkünfte in der Mainacht unter Todesstrafe verboten, ohne indessen dagegen etwas ausrichten zu können.

Was in frühern Zeiten Gottesdienst war, wurde später in Teufelsspuck und Aberglauben umgewandelt. Aus den Walkyrien oder Priesterinnen machte das Christenthum Hexen und schritt zuletzt mit Feuer und Schwert ein, um die Reste eines tausendjährigen Cultus zu vernichten. Der Glaube, dass die Hexen durch ihre Künste Unwetter herbeiführen könnten, noch mehr aber, dass sie selbst in Wolken gehüllt durch die Luft fahren, (vgl. Müller, myth. Erkl. der Nibelungens. S. 133) beweisst ihre *Beziehung* zu Freia, als deren Walkyrien ich sie auch schon in *Hinsicht* auf die Katzen, in die sie sich verwandeln, gedeutet habe. (Bonner Jahrb. XX, S. 135.) Freia repräsentirt uns aber die Fruchtbarkeit verleihende Erdengöttin, und s i e glaube ich auch in der Ostara zu erkennen, was meine weitere Auseinandersetzung klar machen soll.

Dass Walpurgis ursprünglich ihr Feiertag war, steht durch die Angabe Simrocks fest, die ich oben mittheilte. Aus der Nachricht Kleins geht aber hervor, dass bei éiner am Walpurgistage stattgehabten Feierlichkeit M a i s t r ä u s s e eine Rolle spielten. Die Maiblume ist dem Landmanne das erste Zeichen des nahenden Frühlings, die erste Lebensregung der vom Sonnenstrahle Freirs durchdrungenen Mutter Erde. Darum wurden dieser auch Maiblumen geopfert, ja die Sage lässt sie als w e i s s e l i c h t e F r a u mit M a i b l u m e n in den Händen erscheinen. Unweit dem hessischen Berge Meissner steht eine hohe Felsenwand, unter der sich eine Höhle öffnet, die den Namen des hohlen Steines führt. In diese Höhle tragen am z w e i t e n O s t e r t a g e Jünglinge und Mädchen der benachbarten Dörfer B l u m e n s t r ä u s s e und schöpfen sich dann kühlendes Wasser. Ohne Blumen mitzubringen,

wagte es Niemand hinabzusteigen. (Wigands Archiv 6, 317.) Berücksichtigt man, dass um Ostern noch wenig Blumen Wald und Feld schmücken, so erscheint die Annahme nicht zu gewagt, dass hier Maiblumen geopfert wurden, die um jene Zeit vorhanden sein konnten. Hessische Ortschaften hatten auch jährlich einen Strauss Maiblumen zu zinsen. (Das. S. 318.) Im Schlossgewölbe bei Wolfartsweiler liegt ein Schatz verborgen, dessenwegen alle sieben Jahre,*) wenn die Maiblumen blühen, eine weisse Jungfrau erscheint. Sie trägt ein weisses Gewand mit goldenem Gürtel, an der Seite oder in der einen Hand einen Gebund Schlüssel, in der andern einen Strauss Maiblumen. (Myth. S. 914.) Unter dieser weissen Frau mit ihrem Schlüsselbund hat man die alte Erdengöttin erkannt, die die Schätze der Erde hütet und dem Sterblichen, der nach ihrem Gebote handelt, diese erschliesst, also den Feldern Fruchtbarkeit verleiht. Mairegen macht gross, sagen die Kinder; d. h. er befördert das Wachthum und dass der Regen Freias Thränen ist, wissen wir. Auch der Glaube, Maiblumen dürften nicht anders, als vor Sonnenaufgang gebrochen werden, beweisst, dass sie als Opfer der alten Göttin dienten, das bereitet sein musste, ehe sie erschien, und mit ihrem sonnigen Antlitze den Sterblichen Lust und Freude verlieh. Dann durchdrang die Erde neues Leben; die Keime regten sich und strebten zum Lichte, das Gras begann zu grünen, die Knospen sprangen, die Vögel sangen und badeten sich im Dufte der Blumen, die der dankbare Ackerbauer der Frühlingsgöttin darbrachte. Auf den Bergen flammten Feuer, deren Asche man nachher sammelte, weil ihr bei Viehkrankheiten heilsame Kraft zugeschrieben wurde. Auch glaubte man, dass, soweit das Feuer leuchte, in dem folgenden Jahre das Korn gut gedeihe, (Märk. S. S. 313) woraus die Beziehung zum Ackerbau schon gefolgert werden kann. Auch der Glaube, dass das Osterwasser heilend und Schönheit verleihend sei, (Märk. S. S. 312) hängt mit der Verehrung der alten Göttin zu-

*) Die sieben Jahre sind die sieben Wintermonate von October bis Mai.

sammen. Es waren nur Mägde, die es schöpften, von Männern ist dabei keine Rede, wie auch bei dem oben geschilderten Feste in Coblenz nur Frauen mit Blumensträussen beschenkt wurden.

Freija ist der Edda zufolge die Erste nach Frigge; sie findet viel Vergnügen an Liebesgesängen und es ist gut, sie in Liebesangelegenheiten anzurufen. (Sn. 29.) Ausser dem Freitag, der im Volksglauben als böser Tag bezeichnet wird, natürlich, um den Abscheu vor der ehemaligen Verehrung desselben auszudrücken, erinnert bei uns das Wort „freien" an sie, was so viel, als um Liebe werben, ausdrückt. Betrachten wir aber die an der Ahr und im Jülicher Lande üblichen Maigebräuche, so werden wir finden, dass auch diese mit dem Ostarakultus in Verbindung stehen. „Den ganzen Monat Mai hindurch, (schreibt Kinkel, die Ahr, S. 166 ff.) wird Sonntags eine Krone von ausgeblasenen Eiern, Rauschgold und Blumen auf der Strasse ausgehängt; die Kinder tanzen unter Absingung alter Reimsprüche um die Krone herum. Besonders hoch aber gilt der erste Mai, hier Maitag genannt. Am Vorabende desselben sammeln sich alle „Jungen" des Dorfes unter der Linde oder vor der Kirchthür, ein gewählter Schöffe bietet nun die sämmtlichen Mädchen aus. Das Schönste zuerst und der Reichste trägt sie meist davon, wo nicht eine besondere Herzensneigung zu grossen Geldopfern anspornt. So gehen in absteigender Linie alle Mädchen ab: von dem eingekommenen Gelde werden die Musikanten für den Tag bezahlt und der Ueberschuss verbraucht, um die Maifrauen mit Wein nnd Speisen zu bewirthen. Durch diesen Act erhält nun der Ansteigerer das Recht, bei allen Festen des Sommers und so besonders bei der Kirmess mit dem erworbenen Mädchen ausschliesslich zu tanzen, sie auch zum Tanzboden abzuholen und zu regaliren."

Wer erkennt hier nicht in dem sogenannten Mailehn die Anerkennung, die jungen heirathsfähigen Mädchen von der Liebesgöttin zum Lehen empfangen zu haben, ausgedrückt durch einen Geldbeitrag, der vertrunken

wurde, ursprünglich aber gewiss zur Bestellung eines Opfermahles diente? Die Eier, die jene Krone zierten, harmoniren mit den buntgefärbten Eiern, die auf Ostern allgemein üblich sind. Wie im Ei das junge Leben so lange verborgen schlummert, bis die Wärme es hervorruft, so ruht auch in der Erde der Pflanzenkeim, bis der Sonne belebender Strahl sie durchdringt. Maiblume und Ei sind also treffliche Symbole für die alte Naturgöttin, die von den Liebenden angerufen wurde, wenn sie „freien" gingen, und der am ersten Mai, also an ihrem hohen Festtage, Opfer, in Blumen und Eiern bestehend, dargebracht wurden.

Eine Beziehung des Ei's auf Freija als Zeichen der Liebe und des Eheglücks herrscht noch, wie Montanus (a. a. O. S. 26) berichtet, in Altsachsen bei der Freierei. „Wird der Jüngling auf dem Bauerhofe, wo er ein Mädchen freien will, mit Mehlbrei oder Kaffee bewirthet, so gilt dies für freundliche, ehrende Aufnahme, jedoch wird damit gesagt, dass er nur als Hausfreund, nicht als Freier willkommen ist. Werden ihm Rüben oder Erdgewächse vorgesetzt, so ist damit gesagt, dass man gar nichts mit ihm zu schaffen haben will und ihn am liebsten mit dem Rücken ansieht. Bereitet man ihm aber einen Eierkuchen mit grünem Lauch oder setzt man ihm Eier vor, so gilt dieses als Willkommen und liebevolles Begegnen. Er darf dann kein Versagen fürchten."

An die Stelle der an Kränzen aufgehängten Krone ist an manchen Orten des Niederrheins ein hoher Baum, Maibaum genannt, getreten, der auf seiner Spitze die Blumenkrone trägt. An der Mosel und so auch in Italien und Spanien stecken die Liebhaber ihren Mädchen „Maien" von Birken, Eichen, Lorbeer u. s. w. vor die Thüre, gewiss auch eine Erinnerung an die Erden- und Liebesgöttin, die zu jener Zeit hoch verehrt wurde.

Wir haben oben gesehen, dass die heil. Walpurgis die Ostara ersetzte und lernten ihren Festtag durch den

*) Der Weltstier sprengt das Weltei mit seinem Horne, woraus dann die einzelnen Weltwesen hervorgehen. Pers. Mythus.

weit verbreiteten Hexenglauben und die strengen Strafen, die dagegen verordnet wurden, als einen hohen, wohl den bedeutendsten des Jahres, kennen. Durch die Maiblumen, Maibäume und Mailehen wurde uns die Beziehung der Göttin zur Liebe und Ehe klar und meine Annahme gestützt, dass Ostara nur ein anderer Name für Freija sei. Die Osterjungfrau, die jeden Freitag umgeht (Harrys S. Niedersachsens II., N. 23 vgl. Pröhle, Harzsagen S. 288) bestätigt dieses noch mehr; dann aber muss ich grossen Nachdruck auf die Gertrudenkräuter und gelben Frauenpantoffeln legen, die nach Panzer (Beitrag S. 213) in die Osterfeuer geworfen wurden, denn St. Gertrud ist = Freija. (Myth. S. 282. Wolf Beiträge S. 192.) Wenn Wolf (das. S. 179) die Ostara dem Donar zur Seite stellt, so spricht sehr für diese Annahme, was Woeste (Wolfs Zeitschrift S. 391) beibringt, der die sächsischen Osterfeuer dem Donar flammen lässt. Dieser steht der geschlechtlichen Liebe vor, wie (das. S. *96)* Woeste mit Beispielen belegt. Ich hatte den Freir, den Gemahl und Bruder der Freija im Auge, auf den Simrock (Bonner Jahrbücher N. XVIII.) auch das Sonnenrad bezogen hat, das in Trier und an andern Orten von Bergen gerollt wurde. Da zwei Osterfeiertage üblich sind, so liegt der Schluss auf ein göttliches Paar nahe.*) Diese Frage mag aber anderswo untersucht werden; wir haben es hier nur mit der Freija zu thun, die Woeste auch als Genossin Donars annimmt, und bei dieser Gelegenheit in Bezug auf das Spinnen, die Witterung und die Liebe mit Anführungen aus dem märkischen Volksglauben klar macht.

Im Lied vom hürnen Seifried wird uns gesagt, der Drache werde an einem Ostertage ein Mensch; über fünf Jahre bekomme er seine menschliche Natur und Gestalt wieder und dann heirathe er die Chrimhilde. Mone deutet das wie folgt: „Siegfried (oder wer es sonst war)

*) Ein Stein mit Runenschrift, der am Süntelgebirg gefunden wurde, trägt das Bild der Sonne und des Mondes, zur Seite eine männliche Gestalt. Schaumann (Gesch. des niedersächsischen Volks. Göttingen 1839, S. 115—120) liest die Runen: Der gute Osta naht, von seiner Scheibe strahlt . . .

kämpfte mit dem Winterdrachen um die 6 Monate lang eingesperrte Ostara, der Winter wird besiegt, Siegfried vermählt sich mit der Ostara, und der Hochzeitstag heisst davon Ostertag. So können Liebende sich gegenseitig Osterwonne heissen; so kann man die höchste Lust und Freude Ostertag nennen; so kann das Osterlicht ein Zeichen des Heiles und Trostes sein; so kann das Osterspiel durch die begleitende Idee des Sieges, den Triumph der Freude bezeichnen.“ (Unters. z. Gesch. der d. Heldens. S. 168 ff.) Demnach hätten die alten Germanen am Ostertage die Vermählung der Sonne mit der Erde gefeiert, wobei Eier und Maiblumen als Opfer dargebracht wurden.

Nach J. v. Hammer (Wien. Jahrb. III. S. 153) wurden bei den Indern Maibäume der Allmutter Bhavani (Venus Urania) aufgestellt, welche analog mit der fruchtbaren Mutter Erde ist. Die Slaven stellten ebenfalls an ihrem Frühlingsfeste Letnice Maibäume auf, wobei auch gefärbte Eier eine wichtige Rolle spielen. (Hanusch S. 197.) Wie Pauli berichtet, pflegten die Perser am Feste Nawruc gefärbte Eier auszutheilen. Um dieselbe Zeit begehen die Hindu und Birmanen ihr grosses Frühlingsfest mit Beleuchtungen, indem sie sich mit rothgefärbtem Wasser als Nachahmung der Frühlingsblumen anspritzen und durchnässen. (Wien. Jahrb. III. S. 153.) Der Beinamen der Bhavani ist Isi oder Isani, die Frau, wie Hera und Frouwa. Hier kann ich an die Mondgöttin Isis erinnern, welcher nach Tacit. Germ. 9 ein Theil der Sueven opferte und an das Isenland, wo Brunhilde wohnte. Der Mond wird von einigen indischen Secten für die Quelle alles Lebens angesehen, (Rhode II. S. 41), während Andere ihn als Frau sammt der Sonne als Mann für die Quelle aller Entstehung halten. (S. 42) „Da nun auch das Wasser das Prinzip der Entstehung ist (und zwar im Vergleiche mit dem Feuer das weibliche) so fällt die weibliche Mondgottheit mit der Personification des Wassers im Mythus zusammen. Ritter hat daher Recht, wenn er in den ältesten Vorstellungen von der Maja, Mater, Maëtis, von der nordischen Anadyomene (die aus den

Wellen auftauchende) oder der Aphrodite Tanoris (der Schaumgeborenen) und der Apaturias zu Phanagoria am kimmerischen Bosporus das Symbol der göttlichen Allschafferin, Allgebärerin, d. i. das Symbol der allmächtigen Entwickelung des irdischen Lebens aus den Wassern sieht. Deshalb setzt auch Ritter diese Aphrodite Apaturos als identisch mit der Allgebärerin, der Magna mater, Demeter, Gemeter, Metis, Maja, Maha — Mai, Bhavani." (Hanusch S. 135.) Ihre Identität mit Ostara und Freija wird nach dem Vorstehenden klar geworden sein. —

Anhang Nr. IV.

Freia und der Schwan.*)

Zu den einzelnen Resten von Mythen über Freia gehört auch die Beziehung der Göttin zu Kampf und Schlacht, die J. W. Wolf (Beiträge I., S. 192) nachgewiesen hat. Am deutlichsten tritt dieselbe in der Sage von jenem Ritter hervor, der in einer Kapelle andächtig betet, während Maria auf seinem Rosse und auf seiner Rüstung den Preis im Turniere gewinnt. (Caes. Heisterbac. 7, 39. Wolf, N. S. Nr. 42. Simrock, Rheins. Nr. 130.) Dass hier Maria für die kriegerische Frouwa steht, die als Oberhaupt der Walküren, welche nur eine Vervielfältigung von ihr sind, in die Schlacht reitet, unterliegt keinem Zweifel und ist von Wolf a. a. O. noch durch mehrere andere Sagen belegt worden. Wie Maria häufig eine alte Göttin vertritt, so namentlich Freia, die als Göttermutter, als holde, schöne Frau, die meiste Berührung mit der Mutter Gottes darbot. Die nähere Betrachtung der Marienlegenden wird also für unsere Mythologie reiche und überraschende Aufschlüsse bieten müssen, und so hoffe ich mit Hülfe einer der anmuthigsten aus dem duftigen Kranze den Beweis liefern zu können, dass Frouwa im Schwanenkleid aufgetreten und dass ihr der Schwan geheiligt war.

In Nr. XIX. der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, S. 115 f., theilt Herr Appellationsgerichtsrath Reichensperger eine Sage mit, welche sich an die, unweit Carden, auf dem linken Moselufer gelegene und der Gottesmutter Maria gewidmete Schwanenkirche knüpft. Danach soll der Erbauer, ein in die Gefangenschaft der Ungläubigen gerathener frommer Ritter, nach inbrünstigem Gebete zur h. Jungfrau geträumt haben, er werde von einem Schwan über Meer und

*) Aus Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde I. S. 305 u. f.

Land in die Heimath getragen. Aus tiefem Schlafe erwacht, fand er sich wirklich am folgenden Morgen an dem Orte, wo zur Zeit die Schwanenkirche steht, die er zu Ehren seiner himmlischen Retterin erbauen liess. Wer sich gewöhnt hat, der Volkssage auf den Grund zu sehen, wird überzeugt sein, dass die Quelle der vorstehenden im Boden des germanischen Heidenthums entspringt und ihre frischen klaren Wellen zu einer Zeit trieb, wo auf den waldigen Gebirgshöhen des Mosellandes das Bild oder die heilige Linde der Frouwa stand, die von der Hand der Christenbekehrer gestürzt, der Marienkapelle mit dem Bilde der Gottesmutter weichen musste. Jahrhunderte lang mochte sich die Erinnerung an das Oberhaupt der Walküren, die durch Luft und Wasser ziehen (Grimm, Myth. S. 398) im Volk erhalten haben, bis endlich das alte Bild erblich und Maria, an die Stelle der Göttin tretend, und ihren Liebling in Gestalt eines Schwans durch die Lüfte tragend, in der Legende fortlebte, die durch zahlreiche Pilgerzüge zum Gnadenbilde wach gerufen wurde.

Die Sage von der wunderbaren Errettung gefangener Ritter und ihre Ueberführung durch die Luft in ihre Heimath steht nicht vereinzelt da und kommt namentlich im Rheinlande mehr als einmal vor, wenn auch die Tradition den Schwan vergessen hat. So wurde Ritter Theodor von Brühl aus der Gefangenschaft der Heiden erlöst und sah sich plötzlich vor dem heimathlichen Schlosse (Montanus, Vorzeit I., S. 331), so Ritter Friedbald von Hamm in der Eifel, der die Weidinger Kapelle baute (Schmitz, Eifels.), so der Ritter von Dehre, zu dessen Gedächtniss sich die Kirche zu Dietkirchen bei Limburg an der Lahn erhebt (Legendenbuch, Trier 1845, S. 383), so endlich jener Ritter, der die Marienablasskapelle zu Cöln baute und zur Erinnerung an seine wunderbare Heimführung die schweren Eisenfesseln an der Wand des Kirchleins aufhing (a. a. O. S. 357). Alle diese Traditionen dürften nur Nachklänge jenes uralten Volksglaubens sein, Frouwa ziehe im Schwanenkleid durch die Lüfte, und trage ihre Diener binnen kurzer Zeit in die weit entlegene

Heimath. Denselben Glauben finden wir auf Wuotan bezogen, der vermittelst eines Mantels seine Schützlinge durch die Wolken bringt (Grimm Myth. S. 980. Wolf Beitr. I., S. 4 f.), und mehrere Sagen bewahren die Erinnerung an Wuotans Mantel noch bis heute.

Wie die obenerwähnte nassauische Sage von dem Ritter von Dehre berichtet, sah dieser beim Erwachen einen Engel neben sich stehen, der ihn ohne Zweifel auch durch die Luft geführt hatte und ihm im Glanze der aufgehenden Sonne sein väterliches Schloss zeigte. In der Gudrun ist der Vogel, der auf dem Meere schwimmt und den Frauen ihr Schicksal verkündet, ein Engel (Ausgabe von Vollmer. Leipzig 1845, S. 120). Dieser Vogel war wohl auch ein Schwan und nur die Einwirkungen des Christenthums haben den Engel an seine Stelle gesetzt, der der Walküre Gudrun die frohe Botschaft bringt. So fahren auch im Heliand, der voll von Anklängen an die heidnische Zeit ist, Engel im Federgewand, das die Sage der Frouwa, dem Wieland u. A. beilegt, ja sie werden gradezu als durch die Wolken jagende Walküren geschildert. (Vilmar deutsche Alterthümer im Heliand) Walküren als Schwanmädchen wie als Boten Wuotans und Engel vertreten also einander; wie Frouwa das Oberhaupt jener war, so ist Maria die regina angelorum, und der Engel entweder ihr Bote oder gar an ihre Stelle getreten.

Das Lied von Wölundur (Simrocks Edda S. 113) erzählt von drei Frauen, Swanhwit, Alhwit und Aelrun, die am Rande des Wolfssees sassen und Flachs spannen. Jhre Schwanhemden lagen neben ihnen; es waren Walküren. Die Erinnerung an Swanhwit scheint sich in einem Märchen von der Mosel erhalten zu haben, das ich als Beweis anführe, dass der Glaube an Schwanjungfrauen dort heimisch war. Neben einer Mühle, so wird erzählt, wohnte eine alte Frau, Schwanwitt genannt. Der Müller war untröstlich, denn sein Geschäft ging immer mehr zurück, weil kein Mahlknecht wegen argem Spuk in der Mühle es lange bei ihm aushalten konnte. Nun meldete sich eines Tages wieder ein neuer Knecht, der dem Müller

versicherte, ihm den Spuk bald aus der Mühle treiben zu wollen. Abends, ehe er sich zu Bette legte, stellte er eine scharf geschliffene Axt neben sich und passte dann auf. Als es zwölf Uhr schlug, sprang eine grosse Katze durch die geöffnete Thür und auf den Mahlknecht zu. Dieser ergriff seine Axt und hieb mit einem Streiche der Katze eine Pfote ab. Am Morgen lag ein blutender Frauenarm am Boden, an dem ein goldener Ring steckte. Schwanwitt aber war krank und als das Gericht zu ihr kam, stellte sich heraus, dass ihr ein Arm fehlte. Der Ring wurde als ihr gehörig anerkannt und sie als Hexe verbrannt.

In dieser Erzählung ist der Name Schwanwitt bedeutsam, denn er erinnert an die eddische Schwanjungfrau. Die Katzen sind Frouwa's Thiere und in sie verwandeln sich oft die Hexen, die als Walküren betrachtet werden können. (Müller myth. Erkl. der Nibelungens. S. 132). Der Ring der Schwanwitt wird ein Schwanring gewesen sein, den zwar Götter und Göttinnen zu ihren Verwandlungen nicht bedurften, der aber bei der menschlich umgestalteten Schwanwitt ganz am Orte ist. (Heldens. S. 388). Auch die Geliebte Karls des Grossen besass einen Zauberwirkenden Ring, der in den See versenkt wurde, aus dem er hervorgegangen sein mochte, wie der Hort der Nibelungen wieder in den Rhein zurückkehrte, der selbst ein Todtenfluss war. (Wolf d. Sagen Nr. 30). Ferner finden wir bei der Walküre Brunhilde einen Ring, der dem Besitzer Verderben brachte, und vermuthlich auch ein Schwanring war. Sie führt uns wieder zu Frouwa zurück, deren Vater Niördhr Schwäne hegte, denn er vermisste sie in den Bergen zu Noatun, während Skadhi am Meeresufer vor ihrem Lärmen nicht schlafen konnte. Hat nun Frouwa von ihrem Vater den Eber überkommen, so wird ihr auch der Schwan übertragen worden sein. Des Vogels Steinbild auf der Schwanenkirche bei Carden gemahnt uns an die hehre Göttin, die in Luft und Wasser gebot.

Anmerkungen und Berichtigungen.

Seite 1, Zeile 6 von unten lies die statt den.

Zu S. 2 u. 3. Nach Suntheim (Collectanea historico-genealogico geographica rer. badens. in Oefelé's Script. rer. boic. Augsburg 1763, Fol. II) ging im 15. Jahrhundert die Sage, die Markgrafen von Baden „seien aus Lamparten in Teutschland kommen mit Karolo M. Romischen Kayser, Kunig zu Franckenreich und seien des Geschlechts Herrn Dietrichs von Bern, der da gewesen ist ein Kunig der Ostgothen durch Italia. Vgl. Massmanns Kaiserchronik III, S. 324. 1184. K. Simrock hat in seinem Rheinland, 3. Aufl., den Zusammenhang der Zähringer Stammsage mit der Heldensage erwiesen.

Zu S. 4. Im Volksliede nennt die Gräfin von Orlamünde den Hager ihren Freier. Er ist auch der Mörder der Kinder. Golo bewirbt sich ebenso um die Genovefa und veranlasst das Tödten oder das Aussetzen des Kindes. Wenn Hager schwarz genannt wird, so kann sich das auf seine Eigenschaft als unterweltliches Wesen beziehen. Es wäre interessant zu wissen, ob der Name nicht früher Hagen gelautet. Herkules und Hercula sind ebenfalls bedeutsame Namen. Auch Beatrix von Cleve wurde von einem Bewerber bedrängt. Im Lied vom hörnen Siegfried ist der Drache der Bewerber Chrimhildens.

Zu S. 16. Weizen in Gold verwandelt: Müller, Nieders. S. Nr. 261, 1.

Zu S. 19. Melusina, vgl. die Melusinensage in einem Aufsatze Alex. Kaufmanns im Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. 14. Bd. 1. Heft. S. 179 — 189. Diese Sage haftet an Eulschirben im Tauberthale.

Zu S. 22. Von der ersten Gräfin von Berg, mit dem Fürstenhause der Hohenzollern verwandt, wird eine ähnliche Sage erzählt, wie von der Pfalzgräfin Genovefa. Ihr Gemahl hatte, sie untreu wähnend, sie mit dem neugebornen Sohne von der Stammburg verstossen und in die Wildniss aussetzen lassen. Auf ihr Gebet zu Maria hatte diese aus der ihr geheiligten Hagerose ein Gehege um die Schuld-

lose machen lassen, in welchem die Verstossene vor den Raubthieren sicher war. Traumbilder hatten den Grafen über sein Unrecht belehrt, bis er lange nachher das Rosengehege, und darin Kind und Gattin, wiederfand und sie freudig zur Burg brachte. Zum Gedächtnisse nahmen die Grafen von Berg die Rose in ihr Wappen auf und auch die Altenberger Kirche zeigt im Steinschmuck ihrer Fenster die bergische Rose. Vgl. der Dhünbach S. 27. Zu diesem Rosengehege, dem Rosengarten entsprechend, stellt sich Dornröschen, das, von einer dichten Dornenhecke umgeben, schläft, bis der Königssohn kommt und sich mit ihr vermählt. (K. M. Nr. 50.) Im Mährchen vom Marienkinde sitzt die Jungfrau, vom dichten Gestrüpp umgeben, durch welches sich der sie befreiende Held zur Frühlingszeit einen Weg bahnt, um sich mit ihr zu vermählen. — Im Siebengebirg soll ehemals die Burg Rosenau gelegen haben. Die Tochter des Burgherrn, Rose mit Namen, hatte sich mit Balduin von Eltz verlobt. Am Tage der Vermählung verschwand sie, von den Mönchen aus Heisterbach um ihrer Erbschaft willen entführt. Einige Jahre später befreit sie der Ritter von Eltz und vermählt sich mit ihr. (Weyden, das Siebengebirge S. 114.) Grimm stellt, Gesch. der d. Sprache S. 377, II. Aufl., den Namen Genovefa mit dem altnord. Fifa, der befiederte Pfeil, zusammen. Die Gemahlin Hugdietrichs ist mit Genovefa identisch. Vgl. Haupts Zeitschr. 6. S. 457.

Zu S. 34. Vor der Fronte des Mainzer Domes lag der zum Palaste gehörige Garten, welchen man im Mittelalter Thiergarten, Baumgarten (Paradeisos) nannte. In der Folge erhielt der Pallast selbst den Namen zum Thiergarten. In Schaffhausen ist vis-à-vis vom ehemaligen Paradiese des Münsters ein altes Haus, benannt der Thiergarten. v. Schreckenstein, das Patriciat S, 73.

Zu S. 35. Der Glasberg. Vgl. noch Grimm Myth. S. 796. Müller, Altd. Relig. S. 398. Menzel, Odin, S. 267. Simrock, Handbuch S. 175, 224, 225.

S. 37, Zeile 4 v. u. lies Wissen statt Wisser.

Zu S. 40. Die Gestalt des Schwanenritters. Ares ist schön und stattlich, ein frischer Held, ausserordentlich schnell und behende, sehr stark und von riesiger Grösse. Preller, Griech. Myth. S. 204. Vgl. auch die Schilderung Siegfrieds.

Zu S. 46. In Wolfs Märchen, S. 148 schläft Alles in der Burg. Auf dem goldenen Tische liegt ein weisses Hemd und ein goldener Ring. An der Wand hing ein Schwert. Wer das Hemd anzog, konnte das Schwert regieren, es machte also stark. Wer den Ring in den Mund nahm, verstand die Sprache der Vögel. Im Tirant

le Blanc verlangt dieser Ritter von seiner Herrin eines ihrer Hemden und trägt es im Streite. v. d. Hagen, Ges. Abentheuer III., S. CXXXI. Vgl. auch das. S. CXXVII. Kinder werden durch übergezogene Hemden in Schwäne verwandelt, die auf dem Glasberge wohnen. K. M. Nr. 49.

Zu S. 48. Die blinden Welfen. Ueber die Gottheiten der Unterwelt, welche als blind gedacht wurden, vgl. Müller, Mythologie der griechischen Stämme, I. S. 161. Dieser Forscher meint, entweder liege darin eine Beziehung auf das unterweltliche Dunkel, oder es sei die Eigenschaft des Nichtsehens von den Todten auf die Herrscher des Todtenreiches übertragen worden. Zugleich erinnert Müller an die Ausdrücke: Ein blinder Weg' ein blindes Loch u. s. w. Das Welfenhaus hat Gustav von Meyern in seinem trefflichen Epos „das Welfenlied“ (Berlin 1854) poetisch verherrlicht. In der Legende von Barlaam und Josaphat, (Vincent. bellov. spec. hist. XVI. 8. Grimm Armer Heinrich S. 172) erscheinen zwei Greise, der Eine aussätzig, der Andere blind, welche das menschliche Elend bedeuten sollen. Ueber Heinrich des Löwen wunderbare Fahrt, die an Wuotan erinnert, sehe man Grimms Myth. S. 980. Massmanns, Kaiserchronik III., S. 1132 mit reicher Literaturnachweisung; W. Müller, Nieders. Sagen S. 389. Vgl. auch Wolfs Zeitschrift I., S. 63. Beiträge I., S. 4 ff. Simrocks Handbuch S. 220. Der blinde Offa und der von der Geliebten getrennte Held, der blind geworden, K. M. Nr. 12 verdienen Berücksichtigung.

S. 65. Zur Fastnacht. W. Wackernagel leitet Literaturgesch. S. 314 §. 86 Anmerk. 1. das Wort Fastnacht von faseln=begatten ab. Der Monat Hornung entspricht vollkommen seiner Deutung, weil zu dieser Jahreszeit die Erde durch die Sonne befruchtet wird. Der Fastnachtsgebrauch, den Tod in Gestalt einer Puppe umzutragen, Grimm Myth. S. 727 erinnert W. Müller (Schwanensage S. 436) an die Verwandtschaft des Unterweltlichen und Winterlichen in der heidnischen Symbolik.

Zu S. 67. Anmerkung. Hierhin gehörte die Mythe von der Tochter des Stroms Sangarios, welche durch die in ihrem Busen gesteckte Frucht eines Mandelbaums schwanger wird und den Ates gebiert (Vgl. Liebrecht Gervasius von Tilbury S. 69, 71), die Märchen von Peter Wassersprung, sowie von Wasserpeter und Wasserpaul. K. M. III. 106 ff. Simrocks Handbuch S. 342. Und endlich ist auch das Gedicht vom Schneekind zu beachten, das v. d. Hagen Gesammtabentheuer II, Nr. XLVII mittheilt. Bald ist es ein Stück Schnee, bald ein Eiszapfen, der die Schwängerung bewirkt. Beachtenswerth ist das mehrmalige Vorkommen eines Kaufmanns, der auch im Guten Gerhard im mythischen Lichte erscheint. Siehe S. 84.

S. 74. Zeile 9 v. u. lies Palnatoke statt Palnotoke.

Zu S. 76. Burgunden und Nibelungen. Grimm deutet in der Gesch. der d. Sprache S. 486 den Namen der Burgunden als den der Bergenden, also der Hehlenden, was die Nibelungenfranken mit ihrem Berg- oder Hehlmantel ja auch waren. Burg in der ältesten Bedeutung des Wortes war ein zum Schutze der Ansiedlung errichteter Zaun, Hagen, Wall, der zum Bergen gegen die Feinde diente. Noch heute heisst der hinter der Stadtmauer gelegene Wall in Trier und Cöln Burgmauer. Aus den Zäunen wurden später Wälle und Steinringe, wie sich deren viele in den Vogesen und auf dem Hunnsrücken finden. In der Kunstsprache heissen auch die Mauern, Wälle und Thürme einer Festung Mantel. (Arndt, Rhein- und Ahrwanderungen S. 100). Bei Panzer ist Helgraben mit Burggraben identisch. (Beiträge I, 178). Auf den Burgen erscheinen weisse Frauen. Die Wolken als Burgen oder Hehlmäntel der Götter zu denken, lag nahe. Als Schiffe fassen sie noch heute unsere Poeten auf. Wie mir scheint, hat der mythische Name der Burgunden die Anknüpfung an die Nibelungenfranken bewirkt.

S. 76 Zeile 16 v. u. lies Wietersheim statt Wiltersheim.

S. 78 Zeile 6 v. u. lies Oegirshelm statt Olgishelm.

Zu S. 81. Ueber Trier Vgl. Massmanns Kaiserchronik III, S. 290 ff. 513 ff.

Zu S. 86. Anmerkung 2. Vgl. über die Erlösung oder Errettung durch Frauen, die vielfach in Deutschland vorkommenden Sagen von der treuen Frau, die ihren Mann aus einer belagerten Burg trägt, sodann K. M. 3, 218, wo ein König, der in einen Schwan verwandelt ist und auf dem Glasberge wohnt, von einem Mädchen erlöst wird. Die Berichte von den Thaten der Götter scheinen auch auf Göttinnen übertragen worden zu sein. Das treue Mädchen oder die treue Gattin, die ihr Blut zur Heilung des Geliebten opfert, führt uns auf die mythische Grundlage des Gedichts vom „Armen Heinrich," das durch Amicus und Amelius, sowie Engelhart und Engeltrud mit der Heldensage von Siegfried und Günther verbunden ist. Wenn der Miselsüchtige als ein Todter, als ein der Unterwelt Verfallener betrachtet und ihm eine Todtenmesse gelesen wurde, als ob er schon verstorben wäre, so liegt die Annahme einer Verwischung des mythischen Zuges, der von einem in die Unterwelt gegangenen und arm, krank und elend zurückgekehrten Gotte oder Helden berichtete, sehr nahe. Ulisses erschien als Bettler und wurde von der Penelope verschmäht. Im Märchen kommt der erwartete Held, der Verlobte, als Bettler. (K. M. Nr. 57, 101.) Das Anschauen der Unterwelt hatte so auf die Gestalt desjenigen, der sie betreten, eingewirkt, dass er bald nachher wirklich starb. Der Mönch,

der hundert Jahre im Walde gewesen, verschied nach der Rückkehr ins Kloster. Genovefa genoss keine gewöhnliche menschliche Speise mehr, nachdem sie wieder mit ihrem Gemahl vereinigt war. Müller, Schwanensage (Germania S. 437.) Richmodis von der Aducht lachte nie mehr und weilte spinnend im Kämmerlein, als sie aus dem Grabe wieder erstanden. (Altd. Zeit und Kunst S. 40.) Auch die wiedererstandene Frau zu Schweinfurt lebte nicht lange mehr. Bechstein, d. Sagenbuch Nr. 818. W. Müller weist in seinen Nieders. S. S. 395 ff. an verschiedenen Sagen nach, dass Diejenigen, welche die Unterwelt besucht haben, so entstellt sind, dass sie von den Ihrigen nicht wieder erkannt werden. Bei Cäsarius von Heisterbach erscheint ein Todter bleich und hager in einem alten Kleide. Der Freiherr von Simmern, welcher als junger frischer Mann die Geistergesellschaft im Schlosse besuchte, kehrte mit schneeweissem Haar und Bart zurück. (D. S. Nr. 528). Müller hat in diesen Sagen die Erinnerung an den Mythus von der Rückkehr eines Helden aus der Unterwelt und der Wiedervereinigung mit seiner Gattin erkannt. Deuten wir den Namen Heinrich wie Alberich (König der Elfen) als Todtenkönig (heun=Todter), und berücksichtigen wir, dass die Vermählung des Mannes mit dem Weibe eine Hingabe, ein Opfer des Letzteren bedingt, dass sie ihr Blut, ihre Blüthe, was beides gleichbedeutend ist, ihm darbringt, so wird der Sinn der Erzählung vom armen Heinrich, der allerdings tiefer liegt, uns schon klarer vor die Seele treten. Freir war ja krank und elend vor Liebe; der vom Weibe getrennte Mann oder der um seine Neigung werbende kann auch als arm betrachtet werden, weil der Hort, das Glück, der Segen, erst nach geschlossener Ehe oder vielmehr nach der Vereinigung Beider erlangt wird. Und ebenso ist die Frau nach der Trennung krank und arm. Genovefa sah bei dem Zusammentreffen mit ihrem Gemahl gespensterartig aus, so dass er sie wirklich für ein Gespenst hielt. (Beck, Lebensbilder aus den Rheinlanden, S. 455.) Diesem gespenstischen elenden Aussehen entspricht die Miselsucht, mit der im holländischen Volksliede (Grimm, Armer Heinrich, S. 89) ein Mädchen behaftet ist. Sieben Jahre sollte sie, wie Lazarus, mit der Miselsucht geschlagen sein, dann aber als feines Mägdelein aus einem kühlen Brunnen hervorgehen. An den Ringen erkannte sie ihr Geliebter und führte sie, nachdem die Lazaruszeit verfallen, auf sein Schloss. So weist sich Graf Hubert von Calw, der in schlechter Kleidung nach der Schweiz gewandert war, bei der Rückkehr zu seiner Gattin durch einen goldenen Ring aus. (D. S. Nr. 524, Schwäb. S. Nr. 569.) Als Heinrich der Löwe mit langen Haaren umhangen, wie ein wilder Mann aus dem Oriente zurückkehrt, lässt er den halben Trauring ins Glas fallen, woran ihn seine Gattin wiedererkennt. Dasselbe thut Gerhard von Holenbach, der wild aussehend aus Indien zurückkehrt; ferner wissen wir es vom edeln Möringer. Der Trauring ist das Symbol des geschlossenen Ehebundes; sein Vorzeigen durch den wiederkehrenden Gemahl deutet die abermalige Vereinigung an. Im Winter ist die Ehe des Himmels-

gottes mit der Erdengöttin aufgehoben gedacht; sieben Jahre, den sieben Wintermonaten entsprechend, müssen Beide arm, krank oder elend sein, d. h. sie haben die Kraft, Pflanzen, den Hort der Muttererde, zu zeugen und zu gebären, verloren. Und wie das kranke Mädchen aus einem kühlen Brunnen in erneuter Gestalt hervorgeht, so wird nach dem Bade im Jungbrunnen die rauhe Els die reizende Sigeminne, die schönste über alle Lande. Siegfried ist nach dem Bade in Melusinens Jungbrunnen hörnen geworden, d. h. die schöpferische Naturkraft war wieder in ihm erwacht. Dasselbe dürfen wir von der rauhen Els, dem Mädchen im Volksliede behaupten. Als Iwein den Ring, das Symbol der Fülle, des Glücks und Segens verloren hat, wird er wahnsinnig und irrt arm und hässlich im Walde umher. Und Wolfdietrich, nachdem er die rauhe Els verschmäht hatte, lief ein halbes Jahr ohne Vernunft durch den Wald, wo ihm Erde zur Nahrung diente. Er sträubte sich vor der Minne des Zauberweibes, weil es scheussilchen Ansehens war. So sträubt sich auch die Gattin vor der Wiedervereinigung mit dem in Bettlersgestalt heimgekehrten Gemahl, bis der Ring ihn legitimirt. Die im Walde weilende Genovefa, die im Felsen gefangene Chrimhilde sind identisch mit dem in der Burg belagerten Grafen, der seine Frau erlöst, mit dem Könige auf dem Glasberge, sowie dem in der Gefangenschaft der Heiden schmachtenden Grafen aus Rom oder Metz. So lange Brunhilde schläft, kann sie kein Leben schaffen, erst muss sie durch Siegfried aus der Waberlohe befreit werden. Die Frau von Aducht in Cöln gebar nach ihrer Auferstehung aus dem Grabe drei Kinder, die Frau in Schweinfurt eins. Dieser Zug lässt uns erkennen, was die Wiederkehr bedeutet. Mythologisch richtig wäre nun, wenn uns eine Sage berichtete, Siegfried sei zur Zeit seines Aufenthalts beim Schmiede im Walde, Chrimhilde sei während ihrer Gefangenschaft miselsüchtig gewesen. Ring und Gürtel kommen auch in der Nibelungensage vor, und der Arme Heinrich vermählt sich durch die, dem treuen Mädchen geschenkten Ringe schon vorläufig. Die wirkliche Vermählung findet erst später statt, als der Arme Heinrich gesund geworden.

Eine Reihe von Volksliedern hat Züge erhalten, in denen uns das mythische Urbild des Letztern entgegen tritt. Im Guggibader-Lied, das Rocholz (Sagen aus dem Aargau S. 24) mittheilt, wird Schön-Anneli von einem Ritter in den Wald geführt. Dort breitet er seinen Mantel aus und fordert sie auf, sein wirres Haar zu lösen. Während dieses geschieht, gewahrt sie die Leichen von elf Mädchen, sie sollte das zwölfte Opfer sein. Wirklich tödtet sie der Ritter, allein der Bruder, der ihren Ruf gehört, kommt herbei und schleift den Mörder am Schweife seines Pferdes zu Tode. In der Sage Nr. 14 bei Rochholz ist ein reicher Mann in Folge seiner Ausschweifungen aussätzig geworden. Er glaubte nur gesund zu werden, wenn er sich im Blute von sieben oder zwölf Jungfrauen bade. Elf hingen schon an der Eiche im Walde, da verlockt er auch die Zwölfte. Allein ihr Rufen drang bis zum Bruder, der die Schwester

befreite, und den Unmenschen am Schweife seines Rosses zu Tode schleifte. Im Volksliede „Ulrich und Aennchen“ bei Simrock (Volksl. Nr. 6) legt Ulrich ebenfalls sein Haupt in des Mädchens Schooss. Ebenso in „Stolz Sieburg“ (das. Nr. 8). Hält man dazu die Sagen vom Drachen auf dem Glasberge, der eine Kopfkrankheit hatte und sein Haupt alltäglich dem von ihm geraubten Mädchen in den Schooss legte, damit dieses ihn putze (vgl. Müller, Märchen Nr. 2), so wird man über die Natur des in den Wald gegangenen Entführers im Klaren sein. Im Liede vom hörnen Siegfried legt der Drache gleichfalls sein Haupt der Jungfrau in den Schooss, wodurch seine Stärke zunahm, d. i. wodurch er mehr und mehr gesundete. Die rauhe Els spricht auch zu Wolfdieterich: Leg dich schlafen, du bist ein müder Mann und lass mich dir deine Locken scheiteln. Alle diese Umstände zusammen genommen berechtigen zur Annahme, dass der Ritter oder Drache, der ja auch ein verwünschter Mensch war, während seines Aufenthalts im Walde der Unterwelt entsprechend, krank war, und dass sein Gesundwerden durch die Aufopferung der Jungfrau, die ihn pflegte, oder ihr Leben für ihn hingab, herbeigeführt wurde. Die Hingabe des eigenen Blutes darf nur nicht im eigentlichen Sinne aufgefasst werden, sondern sie ist symbolisch zu betrachten. Dasselbe gilt von den Sagen von Räubern, die Mädchen entführten, sie ehelichten und dann ihre Kinder tödteten. Der Räuber in der Lippoldshöhle legte dem von ihm entführten Mädchen den Kopf in den Schooss, den es so lange krauen musste, bis er einschlief. Müller, Nieders. S. S. 337. Müllenhoff S. 592. Harris, Nieders. S. 1, 53. Kuhn, Nordd. S. S. 186. Auch die Gräfin von Orlamünde tödtet ihre Kinder. Dasselbe berichtet W. Müller, Nieders. S. S. 422 vom Hackelberg. In meiner Schrift über den Armen Heinrich komme ich ausführlicher auf diese mythischen Züge zurück, um sie in Zusammenhang mit der eddischen Erzählung von der Erwerbung Odhrörirs durch Odin, sowie mit dem Berichte von seiner Werbung um Rindr zu betrachten. Ueber die Sage von den Weibern zu Weinsberg, vgl. Massmanns, Kaiserchronik III., S. 1113. Eine gleiche Sage an der Mosel. Meine Mosels. S. 205. Dort trägt eine Frau von Nantersburg ihren Gatten aus der belagerten Burg, und zwar in einem Korbe auf dem Kopfe. Das Thal vor der Burg heisst davon noch heute das Mannethal (von Mange = Korb). Aehnliche Sagen bei Schnezler Bad. Sagenb. I. 108 und in Wolf Niederl. S. Nr. 543.

S. 90, Z. 2 v. u. liess Ambraser statt Armbraser.

Zu S. 95. Auch am Main und Tauber finden sich Sagen von Todtenschiffern. Bei Miltenberg fährt ein langer, gespenstischer Mann über, der den Fergen zum Lohn einen alten Weisspfennig zahlt; (Baader S. S. 346, 347), bei Langen-Prozelten ist es ein hochgewachsener Mann in schwarzem Mantel, der beim Aussteigen eine Geissenklaue in den Felsen drückt. (Herrlein Spessarts. S. 123, 124). Vgl. den in-

teressanten Aufsatz Alex. Kaufmanns im Archiv des hist. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. 14. Bd. 1. Heft S. 176.

Zu S. 97. Sct. Urban. Dieser Heilige ist Gegenstand einer Legende, die ich bei Trier hörte. Er war Schutzpatron des Weinstocks und erbat sich von Gott dem Herrn die Gunst, das Wetter nach Belieben zu machen, Regen und Sonnenschein, wie es für das Gedeihen der Reben dienlich wäre. Dies wurde ihm bewilligt. Allein er hatte die Luft vergessen und so kam es, dass die Blüthen der Trauben sämmtlich abfielen. Nur eine einzige, die er hinter die Thüre gehängt hatte, wurde von dem dadurch entstehende Luftzuge reif. Urbanus klagte laut, dass seine Mühe vergeblich sei und er nichts habe. Da rief ihm eine Stimme vom Himmel zu, er möge nicht sorgen, denn von der einzigen Traube werde er soviel Wein ziehen, dass er nicht Fässer genug habe, ihn unter zu bringen. Und so geschah es. Urbanus aber sagte: er sehe nun, dass Gott der Herr das Wetter besser zu machen wisse, wie er.

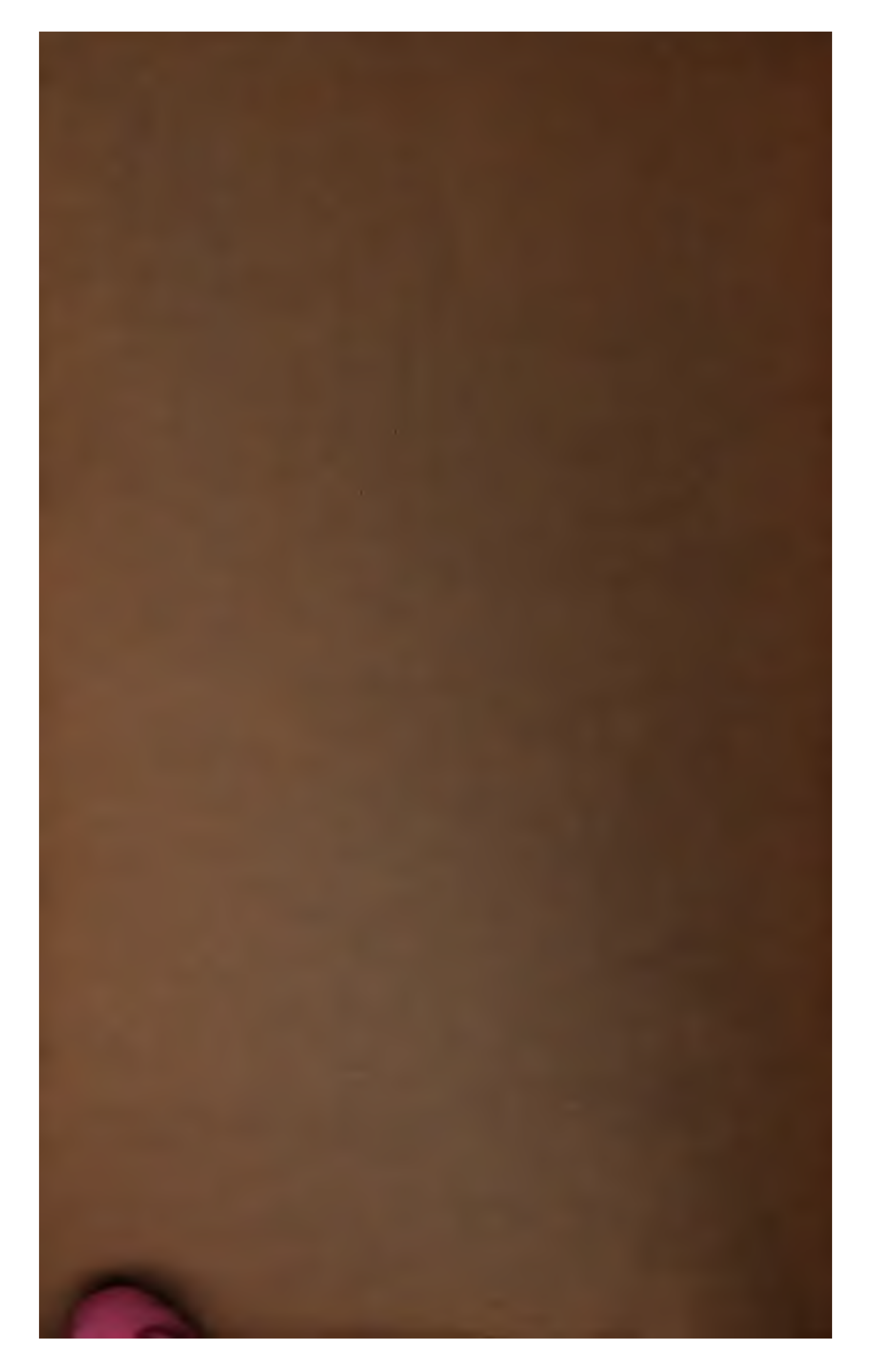
S. 115. Zu Chrimhildespiel. Ueber den Holt- oder Hothstein zwischen Spich und Troisdorf im Siegkreise Vgl. die Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Bd. XVI, S. 124. Wolfgang Menzel bespricht in Pfeifers Germania I, S. 74 ff. die Spindelsteine.

S. 120. Zu Erkelenz und Erka. Ein Herchenberg im Brohlthale. (Der Laacher See von Dr. Emig, S. 21.) Das Dorf Erkrath bei Düsseldorf gehört auch hierher. Herr Dr. Eckartz erzählte mir, dass in Gladbach die Kinder mit den Worten gewarnt würden: „Geht nicht ans Wasser, die Frau Erk kommt.“ An das Kloster Herchen im Siegthale knüpft sich eine schöne Sage, die Horn, das Siegthal S. 184, mittheilt. Die klare Fluth einer Quelle giebt der blinden Tochter des Ritters Guntram von Kranz das Augenlicht wieder.

S. 129. Die Göttin Ostara, vgl. Wolfg. Menzel a. a. O. S. 66 ff. H. Neuss in Wolfs Zeitschrift III. S. 356 ff.








3 2044 004 484 671



